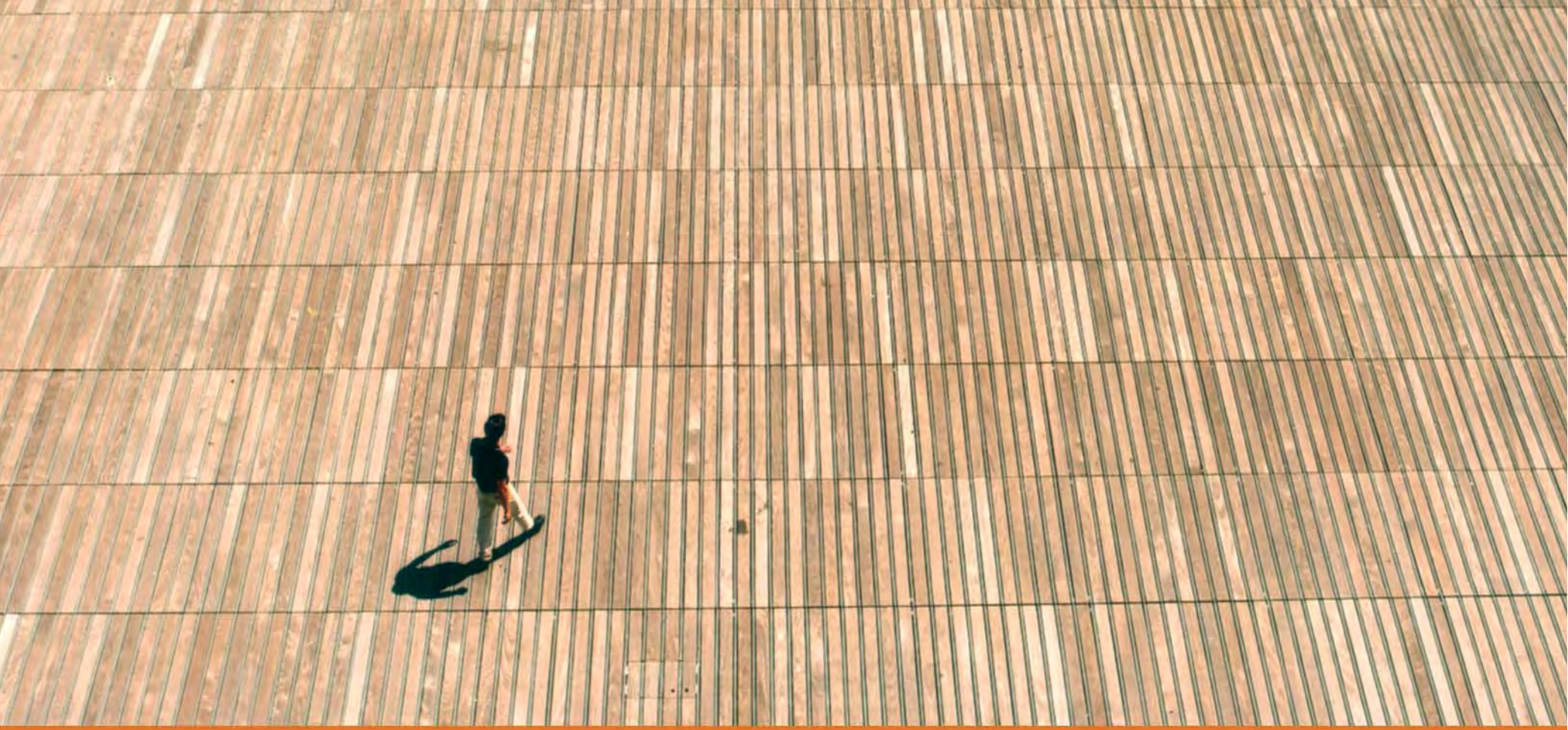


Stadt macht Platz – NRW macht Plätze

Landeswettbewerb 2003 | Dokumentation

StadtBauKultur NRW

Stadt macht Platz – NRW macht Plätze
Landeswettbewerb 2003 Dokumentation

Herausgeber der „Blauen Reihe" der Initiative StadtBauKultur NRW
Europäisches Haus der Stadtkultur e.V.
Leithestraße 33
D-45886 Gelsenkirchen
www.stadtbaukultur.nrw.de

Im Auftrag des
Ministeriums für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen
Fürstenwall 25
D-40219 Düsseldorf
www.mswks.nrw.de
Dr. Ulrich Hatzfeld
Nejlâ Bicakoglu-Murzik

Redaktion
Pesch & Partner | Architekten · Stadtplaner, Herdecke
Holger Everz

Lektorat
Frauke Burgdorff, Karin Bandow
Europäisches Haus der Stadtkultur e.V.

Gestaltung
Pesch & Partner | Architekten · Stadtplaner, Herdecke
Doris Fischer-Pesch
Titelfoto: Place d`Armes in Namur (Atelier 4D Dany Poncelet & Jean Liard, Namur) Fotograf: J.-L. Laloux

Druck
H. Rademann GmbH, Lüdinghausen

1. Auflage, September 2004
© Europäisches Haus der Stadtkultur e.V., 2004

StadtBauKultur NRW

Ministerium für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen

StadtBauKultur ist eine Initiative der Landesregierung Nordrhein-Westfalen in Kooperation mit der Architektenkammer, der Ingenieurkammer-Bau, der Arbeitsgemeinschaft der Kommunalen Spitzenverbände, der Vereinigung der Industrie- und Handelskammern, den Verbänden der Bau- und Wohnungswirtschaft und den Künstlerverbänden in Nordrhein-Westfalen.

Diese Druckschrift wird im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit der Landesregierung Nordrhein-Westfalen herausgegeben. Sie darf weder von Parteien noch von Wahlwerbern oder Wahlhelfern während eines Wahlkampfes zum Zwecke der Wahlwerbung verwendet werden. Dies gilt für Landtags-, Bundestags- und Kommunalwahlen. Missbräuchlich ist insbesondere die Verteilung auf Wahlveranstaltungen an Informationsständen der Parteien sowie das Einlegen, Aufdrucken oder Aufkleben parteipolitischer Informationen oder Werbemittel. Untersagt ist gleichfalls die Weitergabe an Dritte zum Zwecke der Wahlwerbung. Unabhängig davon, wann, auf welchem Weg und in welcher Anzahl diese Schrift dem Empfänger zugegangen ist, darf sie auch ohne zeitlichen Bezug zu einer bevorstehenden Wahl nicht in einer Weise verwendet werden, die als Parteinahme der Landesregierung zugunsten einzelner politischer Gruppen verstanden werden könnte.

Diese Broschüre kann bei den Gemeinnützigen Werkstätten Neuss GmbH bestellt werden. Bitte senden Sie Ihre Bestellung unter Angabe der Veröffentlichungsnummer **SB 214** (per Fax, E-Mail oder Postkarte) an die

GWN GmbH
– Schriftenversand
Am Henselsgraben 3
D-41470 Neuss
Fax: 0 21 37 / 10 94 29
mswks@gwn-neuss.de

Telefonische Bestellung über
C@ll NRW: 0180/3100110

ISBN 3-9809564-2-3

Inhalt

5 Vorwort | Dr. Michael Vesper

6 Renaissance oder Niedergang?
Zur Krise des öffentlichen Raums im 20. Jahrhundert | Tilman Harlander · Gerd Kuhn

14 Was ist öffentlicher Raum in Deutschland im Jahr 200X? | Boris Sieverts

20 Handel schafft Urbanität | Lovro Mandac

26 Freiräume zum Wohnen | Roswitha Sinz

28 Platz für jeden … | Christa Reicher

32 Reanimation · Platzgestaltung – eine Kulturgeographie
Auszüge aus einem Interview mit Boris Podrecca

36 Wettbewerbe im Wettbewerb
Zweistufiges Wettbewerbsverfahren im Plätzeprogramm Nordrhein-Westfalen | Ulrich Hatzfeld

39 Landeswettbewerb 2003
Auszeichnungen

40 Ahaus | Innenstadtplätze

42 Arnsberg | Werler Straße/Mendener Straße

44 Herford | Museumsplatz

46 Herten | Otto-Wels-Platz

48 Kempen | Concordienplatz

50 Köln | Workshop Via Culturalis

52 Wesseling | Rheinbraunplatz

Belobigungen

54 Bielefeld · Bethelplatz | Waltrop · Industrieplatz

Empfehlung

55 Herne | Cranger Kirmesplatz

56 Fotonachweis

Jurysitzung am 25. Juni 2003 im stadt.bau.raum Gelsenkirchen

Preisverleihung am 9. Juli 2003 im stadt.bau.raum Gelsenkirchen

Vorwort

Nordrhein-Westfalen ist ein Land mit großer urbaner Tradition. In unseren Städten spiegelt sich die wechselvolle politische, soziale und wirtschaftliche Entwicklung vieler Jahrhunderte. Sie sind Zeugen des explosionsartigen Wachstums im Industriezeitalter, sie sind aber in den letzten Jahren zunehmend auch Zeugen des tiefgreifenden Wandels von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft.

Diesen Wandel aktiv zu gestalten bietet große Chancen für unser Land. Mit dem Platzwettbewerb haben wir uns dieser Herausforderung in einem kleinen, aber wichtigen städtebaulichen Teilbereich gestellt. Welche Bedeutung und Funktion haben städtische Plätze heute? Wie werden sie genutzt? Welche Anforderungen stellen die Bürgerinnen und Bürger an dieses besondere Stück Stadtraum? Wie können Plätze dazu beitragen, das Leben in den Städten angenehmer und erlebnisreicher zu gestalten? Diese und andere Fragen stehen im Mittelpunkt unseres Wettbewerbs für Städte und Gemeinden, der nun in die dritte Runde geht.

Die Ergebnisse der beiden vergangenen Jahre haben gezeigt, dass die Kommunen in NRW der Klage vom Niedergang des Urbanen einige kraftvolle Argumente entgegensetzen können. Statt einen allgemeinen Bedeutungsverlust, des öffentlichen Raums zu beklagen, konnte man an vielen Orten einen individuellen Funktionswandel entdecken und mit ihm neue Freiheiten der Platzfindung und -gestaltung.

Dazu gehört Zeit. Immer wieder habe ich gehört: Ja, der Wettbewerb sei eine tolle Idee und ziele in die richtige Richtung –, aber auch: Nein, so schnell, wie das gewünscht sei, könne man den hohen Anforderungen der Ausschreibung nicht genügen. Eigene Wettbewerbsverfahren auszuloben, neue Formen der Bürgerbeteiligung zu erproben, das brauche mehr Zeit, als es die Ausschreibungsfrist zulässt. Deshalb haben wir uns in der dritten Ausschreibungsrunde für ein zweistufiges Verfahren entschieden; es soll den Städten und Gemeinden die Teilnahme erleichtern. Ich verweise hier auf den entsprechenden Beitrag in dieser Dokumentation.

Die Realisierung einiger der bisher ausgezeichneten 17 Platzgestaltungen hat bereits begonnen. Sie zeigt, was ein Platz heute sein kann und was Plätze leisten müssen. Denn es ist erklärtes Ziel des Platzwettbewerbs, dass es nicht bei den gemeinsam mit den Bürgerinnen und Bürgern erarbeiteten Konzepten bleiben soll – die Umsetzung der Planungen ist fester Programmpunkt. Deshalb freut es mich besonders, dass die ersten Entwürfe aus den vorangegangenen Wettbewerben bereits umgesetzt sind.

Dr. Michael Vesper
Minister für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen

Renaissance oder Niedergang? Zur Krise des öffentlichen Raums im 20. Jahrhundert

Tilman Harlander | Gerd Kuhn

Die Zukunft des öffentlichen Raums hat sich seit einigen Jahren zu einem breit diskutierten Schlüsselthema entwickelt. Beunruhigend ist dabei allerdings, dass die Experten unterschiedlicher Couleur in ihren Diagnosen regelmäßig zu diametral gegenläufigen Ergebnissen gelangen: Während die einen vielstimmige und beredte Krisenszenarien beschwören, deren Stichworte der ökonomische Funktions- und Zentralitätsverlust der Innen- bzw. Kernstädte, ihre vermeintliche Entleerung, Verödung, Privatisierung sowie zunehmende Kontrolle und Überwachung, ihre Festivalisierung, Filialisierung, Musealisierung, Virtualisierung, Fiktionalisierung, ja Disneyfizierung sind, konstatieren die anderen eine ungeahnte Ausweitung und Vielfalt unterschiedlichster Nutzungen des öffentlichen Raums (Breuer, 2003b:8ff.), eine „neue Lust am Stadtraum", vor deren Hintergrund bisherige überzogene „Schwarzmalereien" deutlich zu „entdramatisieren" wären (Selle, 2002:29).

Noch immer pendelt die Fachdiskussion also, wie etwa das Bundesamt für Bauwesen und Raumforschung (BBR) bemerkt hat, „zwischen den Polen ‚Entwertung' und ‚Renaissance' öffentlicher Räume" (Breuer, 2003a:II). Unseres Erachtens hat dies mit fehlender Empirie, vor allem aber auch mit der mangelnden Historisierung und damit einer unzureichenden theoretischen Reflexion des Gegenstandes zu tun.

Manches Verständnisproblem könnte vermieden werden, wenn man sich über die Dimensionen bzw. Funktionen des öffentlichen Raums einigen könnte. Wir gehen davon aus, dass er – neben seiner transitorischen Funktion (Verkehr) – unter dem Aspekt seiner ökonomischen (Handel, Märkte, Messen), seiner politischen (Repräsentation, Diskurs und Versammlung, Demonstrationen) und unter dem Aspekt seiner Kommunikations-, Aufenthalts-, Erholungs- und Erlebnisqualitäten betrachtet werden kann.

Erlebnisqualität – Prototyp „Flaneur"

Gerade den Erlebnisqualitäten von Stadt wird häufig wenig systematische Beachtung geschenkt. Dabei verfügen wir auf diesem Feld mit dem gleichsam absichtslos streifenden Großstadt-Flaneur Benjamins und Kracauers über eine besonders wirkmächtige Figur. Mit ihm wurde das müßiggängerische Flanieren, das Eintauchen in die Großstadtmenge, die Suche nach dem stimulierenden Großstadtreiz (der „Choc") und das Baudelairesche Motiv der flüchtigen Begegnung mit der unbekannten Frau prototypisch für ein neues, bürgerliches und auch männliches, Verständnis von Stadt und öffentlichem Raum. Das nur scheinbar Ziellose des „Straßenrauschs", der den Flaneur ergreift, hat wie kein anderer Siegfried Kracauer auf den Punkt gebracht: „Und doch war ich, streng genommen nicht ziellos. Ich glaubte ein Ziel zu haben, aber ich hatte das Ziel zu meinem Unglück vergessen. Es war mir zumute wie einem Menschen, der in seinem Gedächtnis nach einem Wort sucht, das ihm auf den Lippen brennt, und er kann es nicht finden. Von der Begierde erfüllt, endlich an den Ort zu gelangen, an dem mir das Vergessene wieder einfiele, konnte ich nicht die kleinste Nebengasse streifen, ohne sie zu betreten und hinter ihr um die Ecke zu biegen." (Kracauer, 1987:7) Zugleich schwang in der Figur des bohemehaften Flaneurs auch etwas distanziert Widerständiges mit. So gehörte es, wie Benjamin berichtet, um 1840 vorübergehend zum guten Ton, „in den Passagen Schildkröten spazieren zu führen"– ostentativer Protest gegen das wachsende Tempo und die Beschleunigung des Produktionsprozesses wie des Alltags im 19. Jahrhundert. (Benjamin, 1980: 205)

Dabei ist daran zu erinnern, dass der öffentliche Raum mit den technischen Innovationen erst der Gas-, dann der elektrischen Beleuchtung eine gänzlich neue raum-zeitliche Dimensionierung erfuhr. Eine öffentlich organisierte Straßenbeleuchtung durch Laternen hatte sich zwar bereits seit dem späten 17. Jahrhundert vielerorts durchgesetzt. In erster Linie wollte man damit dem Verbrechen und möglichem Aufruhr das „schützende Dunkel" rauben. Doch änderten sich die Verhältnisse erst mit der Elektrifizierung des 19. Jahrhunderts grundlegend: „Die bis dahin nur vereinzelt durch künstliche oder natürliche Lichtquellen beleuchtete Nachtwelt wurde nun durch die elektrische Straßenbeleuchtung in helles Licht getaucht." (Haus der Kunst München, 1998:136) Damit wurde die nächtliche Großstadt zu einer ganz neuen ebenso verführerisch-verlockenden wie gefährlichen Erlebnissphäre, die das Großstadtbild tiefer oder zumindest ebenso zu prägen beginnt wie das Getriebe am Tag. „Der Tag ist tot, es lebe die Nacht", so heißt es bei Edmund Edel, „einem unermüdlichen Schilderer der vergnüglicheren Aspekte des Berliner Nachtlebens" (Schlör, 1994:28), und Walter Benjamin konstatierte: „Nur die wissen von einer Stadt etwas, denen das Elend oder das Laster sie zu einer Landschaft machte, die sie durchstreifen von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang." (Benjamin, 1988) Die Wahrnehmung der faszinierenden nächtlichen Qualitäten der Stadt, aber auch ihrer dunklen Seiten als Ort des Lasters, des Verbrechens und der Einsamkeit wurde zu einem unendlich oft variierten Thema in der Literatur und der Malerei.

Prof. Dr. Tilman Harlander und
Dr. Gerd Kuhn lehren an der
Universität Stuttgart am Institut
Wohnen und Entwerfen

Natürlich war auch der Flaneur keine historisch wirklich neue Figur. In gewisser Weise, so Benjamin, kehrt im Flaneur „der Müßiggänger wieder, so wie ihn sich Sokrates als Gesprächspartner auf dem athenischen Markte auflas. Nur", so weiter Benjamin, „gibt es keinen Sokrates mehr, und so bleibt er unangesprochen. Und auch die Sklavenarbeit hat aufgehört, die ihm seinen Müßiggang garantiert." (Benjamin, 1980:247)

In der aktuellen Diskussion um die Krise der Stadt und ihre fortschreitende Kommerzialisierung und Privatisierung wird immer auch der Verlust der für den Typus des Flaneurs konstitutiven Erlebnisqualitäten von Stadt (die Entdeckung des Unbekannten, die Konfrontation mit dem Fremden) beklagt. Welche Verweil- und Erlebnisqualität jenseits von Kommerz und Konsum kann Stadtraum heute noch besitzen? Hierauf wird im Kontext der Auseinandersetzung mit den aktuellen Ansätzen zu einer Requalifizierung des Stadtraums noch zurückzukommen sein.

Nachts in der großen Stadt: Der Flaneur

Öffentlichkeit als politische Qualität

Bleiben wir zunächst noch bei dem Kern eines aufklärerisch gemeinten Begriffs von Öffentlichkeit und öffentlichem Raum, seiner politischen Dimension. Mit Öffentlichkeit, einem zentralen Anliegen der Aufklärung und grundlegendem Strukturprinzip moderner Demokratien, wird – in Anknüpfung an die politischen Vorläufer der Antike, an griechische Agora und römisches Forum und gerne in idealtypischer Weise – das „Publikum räsonierender Privatleute" (Habermas, 1971:8) assoziiert, eine „Stadtgesellschaft, die eben dadurch lebt, dass sich ihre Mitglieder auch im öffentlichen Raum – wie übereinstimmend oder widersprüchlich auch immer – in ihren Interessen an der sie alle verbindenden öffentlichen Sache, der res publica, artikulieren und vermitteln." (Flierl, 2002:18) Nach der Jahrtausendwende jedoch noch das „zunehmende Verschwinden" dieses Idealtypus liberaler-bürgerlicher Öffentlichkeit zu beklagen, entspricht zwar einem verbreiteten Lamento, ist aber aufgrund der Verwendung des damit verknüpften völlig enthistorisierten Begriffs von Öffentlichkeit wenig weiterführend. Mit Blick auf die für den Öffentlichkeitsbegriff zentralen Implikationen des allgemeinen, freien Zugangs und vollständiger Transparenz und Publizität und vor dem Hintergrund der Entwicklungstendenzen sozialstaatlicher Massendemokratie wie auch der wachsenden Bedeutung lokaler und supralokaler Interessengruppen konstatierten schon 1961, natürlich in ganz unterschiedlichem theoretischen Kontext, sowohl Jürgen Habermas als auch Hans Paul Bahrdt im Bemühen um eine Historisierung der „epochaltypischen Kategorie" der bürgerlichen Öffentlichkeit einen irreversiblen, fundamentalen Strukturwandel (Habermas) bzw. den Verfall der klassischen kommunalen Öffentlichkeit (Bahrdt, 1961:90f.).

Vielleicht muss man noch einen Schritt weitergehen. Alles weist darauf hin, dass der genannte Typus einer idealisierten Öffentlichkeit ohne Ausgrenzung zu keiner Zeit Realität war: Nicht in den antiken Sklavenhaltergesellschaften, nicht in den ständischen Zunftgesellschaften der mittelalterlichen Städte, nicht in der Klassengesellschaft des Kaiserreichs mit seinem Dreiklassenwahlrecht, nicht in den wenigen Jahren der zerrissenen und labilen Weimarer Demokratie und schon gar nicht in den Jahren der NS-Diktatur. So hat auch Walter Siebel, bezogen auf den öffentlichen Raum, kürzlich unterstrichen: Ebenso wenig wie der private Raum von Wohnung und Familie „nur Ort friedfertigen Miteinanders" war, hat „jemals in irgendeiner Stadt öffentlicher Raum als für jedermann zugänglicher Raum existiert. Öffentlicher Raum ist immer auch exklusiver Raum. Verschiedene Städte in verschiedenen historischen Epochen unterscheiden sich vor allem darin, wer auf welche Weise aus welchen Räumen draußen gehalten wird: Heute sind es Obdachlose, Drogenabhängige und Gruppen ausländisch wirkender männlicher Jugendlicher. Im 19. Jahrhundert waren es die Frauen und das Proletariat." (Siebel 2003:252)

Historisierung der Kategorie des öffentlichen Raums in seiner politischen Dimension beinhaltet in diesem Sinn also zunächst einmal den Nachvollzug der widersprüchlichen und teils extrem konflikthaften Formen der Auseinandersetzung um (symbolische) Besetzung, Instrumentalisierung und Funktionalisierung des öffentlichen Raums im Interesse unterschiedlicher gesellschaftlicher Kräfte. Kurzen Visionen und Träumen von einer anderen, „neuen" Stadt und „neuem" öffentlichen Raum folgten, dies charakterisiert die Entwicklungen im 20. Jahrhundert, Scheitern, Bruch und Wandel der Leitbilder. Die Geschichte des öffentlichen

Raums kann so gesehen auch als Geschichte seiner Krisen gelesen werden. Wir wollen hierauf im folgenden einige kurze Schlaglichter werfen, indem wir für die verschiedenen Phasen auf jeweils exemplarische Visionen, Projekte und deren Krise bzw. Scheitern verweisen.

20er Jahre

Am Beginn der Weimarer Republik standen Visionen des expressionistischen Utopismus, die, wie etwa die Taut'sche „Stadtkrone" (1919), der Architektur eine kulturelle Führungsrolle beim Entwurf der kommenden Ordnung zuweisen wollten. Dass die neue Stadt auch eine neue Mitte und neue Gemeinschaftsbauten enthalten sollte, die den Bruch mit der Klassenvergangenheit auch symbolisch verkörpern sollten, war den Visionen dieses utopischen Sozialismus selbstverständlich. So versteht sich auch Tauts „Stadtkrone" mit kulturellen Gemeinschaftsbauten wie Theater, Bibliothek oder Konzerthalle und den dazugehörigen öffentlichen Räumen – bekrönend über der Stadt – als säkularisierte, zeitgerechte Form der Kathedrale.

Tatsächlich kam es in den kurzen, krisenhaften Jahren der Weimarer Demokratie kaum zu verwirklichten Projekten eines neuen Verständnisses von repräsentativem Bauen, Stadtraum und Demokratie. Herausragend waren zweifellos die – ebenfalls unverwirklichten – Vorstellungen Hugo Härings (1929) zu einem demokratischen Forum am Spreebogen „als großer Manifestation des neuen politischen Willens" im Kontext des Wettbewerbs für eine Erweiterung des Berliner Reichstags. Gegenüber dem Reichstag sollte eine mächtige, offene Tribüne entstehen, auf der das Volk selbst hätte Platz nehmen können. „Volk und Volksvertreter", so der Kommentar Winfried Nerdingers zu diesen Planungen, „Parlament und Öffentlichkeit wären damit in ein direktes architektonisches Wechselspiel getreten"– eine großartige Visualisierung des Zusammenhangs von Architektur und Demokratie." (Nerdinger, 1992:30)

Am deutlichsten artikulierte sich der neue politische Wille in den Siedlungs- und Gemeindebauten der 20er Jahre. Öffentlichkeit wurde hier als konkrete, auf die Siedlungsbewohner bezogene Gemeinschaftlichkeit interpretiert und gestaltet – auch eine Reaktion auf das Leiden an der anonym und unvertraut gewordenen Großstadt und Gesellschaft. So bahnbrechend die Artikulation dieses neuen Gemeinschaftswillens in den Gemeinschaftsflächen und Kollektiv-Einrichtungen der Wiener Höfe, der Taut'schen Hufeisensiedlung in Berlin oder den May'schen Siedlungen in Frankfurt auch war, so signalisierte doch die Tatsache, dass die als ideelle Siedlungszentren geplanten Volkshäuser nur in den seltensten Fällen verwirklicht werden konnten, auch bereits die Grenzen und die Krise des hier verfolgten Siedlungs- und Lebensmodells.

Die Zuspitzung der politischen und ökonomischen Krise der Weimarer Republik in ihren letzten Jahren war auch eine Zuspitzung der Krise des öffentlichen Raums: Neben die Bilder eines flirrenden und rauschenden Großstadtlebens mit teils apokalyptischen Zügen trat in wachsendem Maß die Erfahrung zunehmend erbitterter geführter Straßenschlachten zwischen rechts und links, zwischen SA-Formationen und Kommunisten.

Planung für das „demokratische Forum" von Hugo Häring | Inszenierung der NS-Macht im öffentlichen Raum | Dresden: Die sozialistische Stadt als Aufmarschplatz

NS-Zeit

Die NS-Zeit brachte bekanntlich mit der erst schleichend, dann immer brutaler durchgesetzten Ausgrenzung, dann Eliminierung der jüdischen Mitbürger die äußerste Pervertierung des Gedankens freier Zugänglichkeit des öffentlichen Stadtraums.

Mit den ab 1937 eingeleiteten Neugestaltungsplanungen für die sogenannten „Führerstädte" und die Gauhauptstädte sollten der öffentliche Raum, die Stadtmitte und die zentralen Achsen in beispielloser Weise vereinnahmt, umgestaltet und für die Systemziele instrumentalisiert werden. Noch immer bestürzt diese Architektur durch einen erst im Kontext der Kriegsvorbereitungen und imperialer Herrschaftsansprüche begreifbaren maßstabslosen und gewaltförmigen Willen zur Selbstdarstellung und Inszenierung totalitärer Macht. Diese Architektur sollte einschüchtern, aber durch ihre monumentale Größe auch faszinieren und in Verbindung mit der gerade von Speer virtuos genutzten nächtlichen Lichtarchitektur und den Aufmärschen endloser ornamenthafter menschlicher Marschkolonnen und Fahnenabteilungen den Rahmen für „mystische" Gemeinschaftserlebnisse einer „verschworenen" Volksgemeinschaft bilden. NS-Gewaltherrschaft beinhaltete beides, den äußeren Zwang und die innere Bindung. Die Mobilisierungserfolge der Nationalsozialisten erklären sich zu einem nicht unwesentlichen Teil, wie die Psychoanalytikerin Gudrun Brockhaus im Anschluss an Ernst Bloch entwickelt hat, durch das „Angebot intensiven Erlebens" bzw. die Suggestivkraft der im öffentlichen Raum organisierten Massenveranstaltungen mit der ihnen eigenen Choreographie, den Lichtdomen, Fackelzügen und der hier möglichen „aktiven Teilnahme an rauschhafter Aggression" (Brockhaus, 1997:58).

Nachkriegszeit/ Wiederaufbau – DDR

Der Wiederaufbau der Nachkriegszeit verlief in der ehemaligen DDR und im Westen generell, aber auch bezogen auf Funktion und Rolle des Zentrums und der öffentlichen Räume nach gänzlich unterschiedlichen, ja gegenläufigen Planungsprinzipien und Leitbildern (Durth/ Düwel/ Gutschow 1998). Anders als im Westen schien in der DDR erstmals, befreit vom kapitalistischen Diktat der Bodenpreise, bei den Stadtneuplanungen wie bei der Anlage der großen Stadtachsen eine großzügige und am Wohl der Stadtbewohner orientierte Planung der öffentlichen Räume möglich zu sein. Maßgeblich für deren Planungen waren in der DDR Anfang der 50er Jahre jene städtebaulichen Leitbilder, die nach der legendären Moskaureise in den 16 Grundsätzen des Städtebaus von 1950 formuliert und veröffentlicht wurden (IRS, 1995).

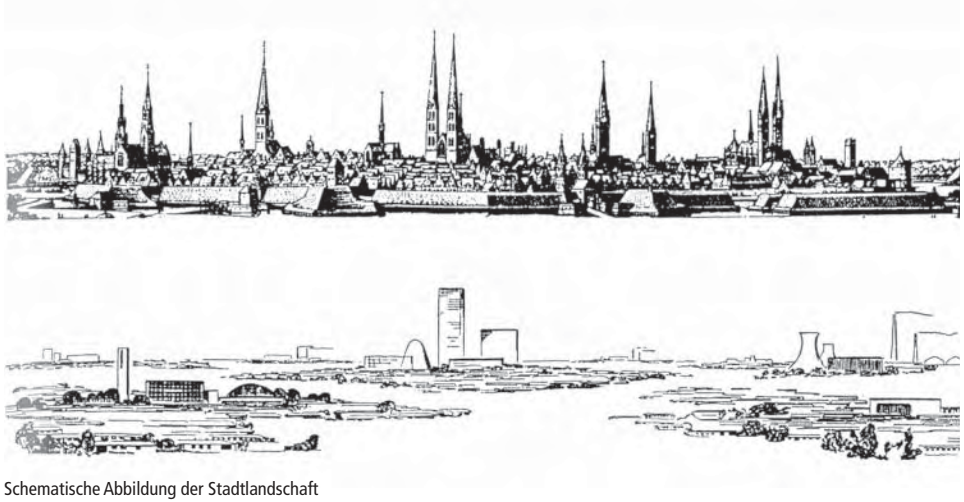
Mit diesen Grundsätzen stellten die ostdeutschen Planer den westdeutschen Leitbildern nachdrücklich ein alternatives städtebauliches Leitbild entgegen. Ausdrücklich betont der 12. Grundsatz: „Die Stadt in einen Garten zu verwandeln, ist unmöglich. (…): in der Stadt lebt man städtisch; am Stadtrand oder außerhalb der Stadt lebt man ländlicher." Im Gegensatz zu den zerfließenden Räumen des westlichen Leitbilds der „Stadtlandschaft" hielt man im sechsten Grundsatz an der herausragenden Bedeutung des Zentrums der Stadt als Kern und politischer Mittelpunkt fest: „Das Zentrum bildet den bestimmenden Kern der Stadt. Das Zentrum ist der politische Mittelpunkt für das Leben seiner Bevölkerung. Im Zentrum liegen die wichtigsten politischen administrativen und kulturellen Stätten." Und weiter: „Das alles ist eine entschiedene Erklärung gegen die Auflösung der Stadt, denn das Zentrum hält sie zusammen; gegen eine öde Gleichmacherei und falsch verstandene Demokratie, denn das Zentrum hebt sich als wichtigster Teil und bestimmender Kern aus dem Ganzen heraus."

Über die bekannten, in der Charta von Athen aufgeführten Funktionen (Arbeiten, Wohnen, Erholen, Verkehr) wird nun auch die Funktion der Stadt als Demonstrationsraum, als Aufmarschplatz ausdrücklich hervorgehoben: „Auf den Plätzen im Stadtzentrum finden die politischen Demonstrationen, die Aufmärsche und Volksfeiern an Festtagen statt." Die detaillierten Erläuterungen sind dabei besonders lesenswert: „Das Zentrum ist das Ziel der politischen Demonstrationen und Aufmärsche, es ist mit seinen Plätzen der Ort der Volksfeiern, und so ist auch das Maß für das Zentrum nicht der in einem modernen Kraftwagen die Stadt durcheilende Reisende, sondern der zu Fuß gehende Mensch, der politische Demonstrant und seine Marschgeschwindigkeit."

Die Krise dieses, so könnte man sagen, „Aufmarschmodells" von Stadt kam schneller als erwartet: Schon am 17. Juni 1953 artikulierte sich auf den Straßen der Städte ein ungeplanter Volkswille, der erst mit Hilfe sowjetischer Panzer niedergeschlagen werden konnte.

BRD: Die gegliederte und aufgelockerte Stadt

In Westdeutschland war, geleitet von der vehementen Ablehnung der Mietskasernenstadt, den positiv besetzten Bildern der Gartenstadt und auch den Erfahrungen des Bombenkriegs das Prinzip der „Stadtlandschaft" für den Wiederaufbau maßgebend. Es finden sich in den neu gebauten Stadtlandschaften keine gefassten Plätze mehr. Der öffentliche Raum löst sich in den fließenden Räumen der gegliederten und aufgelockerten Stadt tendenziell auf. Dieser Verlust an prägenden öffentlichen Räumen kann auch am Hansa-Viertel in Westberlin, Gegenstück zur Stalinallee und „Schaufenster des Westens", nachvollzogen werden. Die Solitäre, die von den international bekannten westlichen Architekten entworfen wurden, gruppieren sich inmitten einer Parklandschaft nördlich des bestehenden Tiergartens. Vergleicht man die Neube-



Schematische Abbildung der Stadtlandschaft

bauung mit der Vorkriegsstruktur des alten Hansa-Viertels, so wird das neue Leitbild augenfällig. Allerdings, so prägend die Leitbilder der Stadtlandschaft und der gegliederten und aufgelockerten Stadt auch zunächst waren, so kurzlebig blieben sie.

Nach dem Wiederaufbau der ersten Nachkriegszeit brachten der Modernisierungsschub und die Tertiärisierung der 60er Jahre einen tiefgreifenden, teilweise auch, wie eine anschwellende Kritik zunehmend deutlicher artikulierte, geradezu stadtzerstörenden Umbau der Städte. Die Zentren wurden jetzt autoverkehrsgerecht ausgebaut. Straßentrassen durchschnitten die Quartiere und öffentliche Plätze verkamen oftmals zu verarmten Verkehrsknotenpunkten und Inseln. Der Verkehr überrollte die Städte und wurde zur „Hauptsünde" (von Beyme) der Wiederaufbauanstrengungen. Schwagenscheidt empfand, dass der „Moloch Verkehr" (Bonatz) „in die Städte eingebrochen (war) wie der Wolf in die Schafherde". In der Tat erfolgte nach der Währungsreform ein beispielloser Autoboom. Zwischen 1950 und 1960 verachtfachte sich der Pkw-Bestand und stieg von 0,52 Mio. auf 4,1 Mio., von 1960 bis 74 dann weiter auf ca. 16 Mio. (Südbeck, 1993:171).

Als schließlich die negativen Folgen dieser Art von autobezogenem Stadtumbau auch für den Handel selbst deutlich wurden, richtete man die ersten Fußgängerzonen ein, ohne allerdings dabei die Qualitäten der historischen Passagen wieder zu erreichen.

Das städtebauliche Pendant zum Umbau der tertiärisierten Kernstädte war der Bau von Großsiedlungen an der Peripherie, in die die Sanierungsverdrängten umgesetzt wurden. Das neue städtebauliche Leitbild „Urbanität durch Dichte" sollte dem Zerfließen der Räume entgegenwirken und wieder urbane Räume schaffen. Die in der Mitte der Großsiedlungen entstandenen Quartiers-Zentren dienten freilich überwiegend dem Konsum und boten nur äußerst karge Erlebnis- und Aufenthaltsqualitäten. Nun konvergierten auch die Leitbilder in Ost und West wieder in teilweise überraschend hohem Ausmaß.

Paradigmenwechsel: Wiederentdeckung der historischen Stadt

Im Zuge des ab Mitte der 70er Jahre einsetzenden, auch in der DDR wahrgenommenen, aber nicht in ähnlicher Weise vollzogenen Paradigmenwechsels veränderten sich die städtebaulichen Zielvorstellungen und das Verständnis des öffentlichen Raums dann erneut grundlegend. Die Phase der Stadterweiterungen und des Großsiedlungsbaus auf der grünen Wiese war jetzt weitgehend abgeschlossen. Nun rückten die Innenstädte und ihre Randgebiete ins Zentrum der Aufmerksamkeit, ein Umschwung, der auch bereits von den Zeitgenossen als „Wende in der Städtebaupolitik" wahrgenommen wurde. Europaweit markierte bekanntlich das Europäische Denkmalschutzjahr 1975 einen Wechsel, in dessen Gefolge nach dem Vorreiter Bologna (Scannavini o.J.) auch in Deutschland die urbanen Qualitäten der gründerzeitlichen Quartiere und ihrer städtebaulichen Struktur wiederentdeckt wurden.

Im Kontext der darauf folgenden europaweiten Hinwendung zu einer behutsameren, an der je eigenen Stadtgeschichte orientierten Stadterneuerung lief freilich die Historie in wachsendem Maße Gefahr, durch ihre Funktionalisierung für eine vordergründige Identitätsbildung, Imagepflege, Ästhetisierung und „Inszenierung der Alltagswelt" (Durth) auf ein beliebig verwend- und einsetzbares (postmodernes) Formenrepertoire reduziert zu werden. Im Kampf um eine Stärkung der nationalen und internationalen Wettbewerbsposition der Städte wurden nun Eigenschaften wie Stadtimage, Unverwechselbarkeit, Identität, Atmosphäre etc. als „weiche" Standortfaktoren erkannt, zu deren Stärkung eine langanhaltende Welle historisierender „Verhübschung" der Innenstädte und ihrer öffentlichen Räume einsetzte.

Ökonomische Krise?

Wie tiefgreifend ist die ökonomische Krise, die hinter diesen offensichtlichen Prozessen von Festivalisierung, ja Fiktionalisierung des Städtischen steckt? Die entscheidenden Ursachen für den immer greifbareren Bedeutungs- und Funktionsverlust der Kernstädte sind, so die gängige Interpretation, letzten Endes darin zu suchen, dass die technischen und ökonomischen Gründe, die einst die europäische Stadt hervorgebracht haben, heute ihre Geltung weitgehend verloren haben: „Transport, Kommunikation und Marktzugang sind nicht mehr raumbildend, vielmehr lassen sie weite Spielräume zur Ausbildung von Siedlungsstrukturen. Es gibt kaum noch Urbanisationsvorteile. Die besondere Produktivität der städtischen Ökonomie ist, so scheint es, an allen möglichen Orten herstellbar beziehungsweise gehört einer untergeordneten Phase der ökonomischen Entwicklung an. Von selbst also stellt sich ‚Stadt' nicht mehr her." (Häußermann, 1998:80)

Symbole dieses Funktionsverlustes sind zweifellos die gut erreichbaren großen Einkaufszentren auf der grünen Wiese, von

denen es inzwischen, je nach Zählweise, zwischen 200 und 380 gibt. Ihnen bzw. dem durch sie bewirkten Kaufkraftabzug aus den Städten wird die Hauptlast am Massensterben kleiner und kleinster Betriebsformen im Einzelhandel und am drohenden Veröden ganzer Innenstadtbereiche zugeschrieben. Mittlerweile haben die Städte begonnen, sich zu wehren: Großflächige Betriebsformen mit zentrenrelevanten Sortimenten werden inzwischen kaum mehr auf nichtintegrierten Standorten, d.h. auf der grünen Wiese genehmigt (Popp 2002). Zudem ist die Stärkung der Kaufkraft und Attraktivität der Innenstädte inzwischen Bestandteil vieler Länderprogramme; in den 90er Jahren entstanden bundesweit über 50 innerstädtische Einkaufszentren. Allerdings sind auch solche innerstädtische Shopping-Malls durchaus ambivalent zu beurteilen: Sie können die Innenstadt stärken und zu ihrer Attraktivitätssteigerung beitragen, sie können aber auch zur weiteren Auszehrung des lokalen Einzelhandels beitragen. Und sie können zusammen mit der zunehmenden Filialisierung des Einzelhandels (München: unter 50 %; Essen: an die 90 %) zu einem kaum mehr reversiblen Verlust an lokalem Profil und lokaler Identität beitragen.

Ähnlich wie bei Häußermann wurde während der 90er Jahre vor allem auch mit Blick auf den Übergang in die Informationsgesellschaft, auf Globalisierung und Virtualisierung häufig der „Tod der Distanz" (so Frances Cairncross 1997) und der damit einhergehende scheinbar unvermeidliche Niedergang der Städte beschworen. Der traditionelle Standortraum werde transformiert in einen „Netzwerkraum". Inzwischen argumentiert man hier vorsichtiger. Offensichtlich vollzieht sich mit den zu beobachtenden Deindustrialisierungs- und Umstrukturierungsprozessen nicht allein ein ökonomischer Bedeutungsverlust der Städte, sondern ein Bedeutungswandel, dessen Merkmale erst noch tiefer untersucht und verstanden werden müssen. Neuere Studien konstatieren auf der Basis empirischer Untersuchungen der raumstrukturellen Wirkungen der Internetökonomie jedenfalls, dass der Abgesang auf die Städte „verfrüht" gewesen sei: nur ein Teil, nämlich das standardisierte, einfach strukturierte Wissen wirke dezentralisierend, während umgekehrt das in der „New Economy" zunehmend wichtigere sogenannte „Tacit Knowledge", das gebundene, komplexe Wissen, sogar eher zu neuen Standortkonzentrationen und einer neuen ökonomischen Aufwertung von Metropolregionen führen werde. Gerade die neuen Formen einer tendenziell „entgrenzten" Kultur- und Wissensproduktion, so etwa auch der Hamburger Stadtforscher Dieter Läpple, seien sehr stark auf das „privilegierte Innovationsfeld" innerstädtischer Quartiere mit ihren vielfältigen urbanen Milieus rückbezogen. (Läpple, 2003:19).Vor diesem Hintergrund müssten in wachsendem Maße nicht mehr allein die zentrifugalen Tendenzen suburbaner Stadtflucht, sondern zunehmend auch die zentripetalen Tendenzen einer Re-Urbanisierung thematisiert werden.

Privatisierung und Überwachung

Die Analyse eines komplexen und widersprüchlichen Wandels scheint also der Entwicklung angemessener als die rituelle und sich selbst bestätigende Krisendiagnose. Dies gilt auch für die vieldiskutierte Privatisierung und auch für die damit in Verbindung stehende Überwachungs- und Sicherheitsdiskussion. Zunächst einmal stehen ja in der Tat eine Fülle von Tendenzen zu einer schleichenden Privatisierung des öffentlichen Raums etwa in den verregelten und kontrollierten Innenwelten der Shopping-Malls, der Urban Entertainment Centers, der Bahnhöfe, Flughäfen etc. der angestrebten ausgewogenen Balance von Privatheit und Öffentlichkeit als einem der Hauptmerkmale europäischer Stadtkultur diametral entgegen.

Aber hält die hypostasierte fortschreitende „Privatisierung des öffentlichen Raums", die Skandalisierung der „Stadt als Beute" (Ronneberger/Lanz/Jahn 1999) oder der „Stadt als Gabentisch" (Helms 1992) wirklich auch empirischer Überprüfung stand? Die Empiriker jedenfalls, kommen, so scheint es, eher zu gegenteiligen Ergebnissen: „Eine Bilanz", so etwa Bernd Breuer vom Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, „von privatisierten, zuvor öffentlichen Räumen einerseits und von geöffneten, zuvor privaten Räumen andererseits dürfte gegen die Verlustthese sprechen. Die Übertragung von öffentlichen Räumen in privates Eigentum ist bislang eher die Ausnahme. Vielmehr haben umgekehrte Fälle beträchtliche Ausmaße erreicht: Im Zuge der Deindustrialisierung sind zahlreiche private Betriebsflächen, die ursprünglich für die Allgemeinheit gesperrt waren, geöffnet worden, in vielen Fällen an die öffentliche Hand übergegangen und zum Teil auch öffentliche Räume geworden." (Breuer, 2002b:10)

Die Gegenüberstellung von Flächenbilanzen mag zu vordergründig sein. Dennoch spricht vor dem Hintergrund derartiger Befunde viel dafür, auf diesem scheinbar so eindeutig geprägten Problemfeld in empirischer Hinsicht gründlicher vorzugehen. Offensichtlich geht es gegenwärtig um eine neue, allgemein akzeptierte Justierung der schwierigen Balance zwischen sozialer Kontrolle und Öffentlichkeit, in der sorgsam darauf zu achten sein wird, dass die Bemühungen um die Gewährleistung des ungehinderten Zugangs zur Öffentlichkeit nicht am Ende eben diese Öffentlichkeit selbst in Frage stellen.

„Entleerung" oder „neue Lust am Stadtraum"

So überzogen die These vom Verfall der Öffentlichkeit in der privatisierten und überwachten Stadt erscheint, so realitätsfern und einseitig an Bildern US-amerikanischer Entwicklungen aus den 70er und 80er Jahren orientiert erscheint die These von der „Ent-

Fußgängerzone in Lyon

leerung" der Kernstädte, die allenfalls noch als musealisierte Inseln touristisches Interesse finden könnten. Dem gegenüber steht eine seit den 90er Jahren zu beobachtende fast schubartig anwachsende Vielfalt an Nutzungs- und Aneignungsformen städtischer Räume, die nur zu einem Teil als Ausdruck verfeinerter Kommerzialisierungs- und kommunaler Marketing- und Eventstrategien verstanden werden kann.

Greifen wir aus der schier endlosen Fülle von städtischen Festen, Umzügen, Märkten und Open-Air-Konzerten nur kurz den aktuellen Trend der großstädtischen Urlaubssimulation auf Sandstränden oder Boule- und Volleyballfeldern auf. Schon im zweiten Jahr schüttete man (mit 50 % finanzieller Unterstützung durch private Sponsoren) in diesem heißen Sommer etwa in Paris entlang der Seine 3.000 Tonnen Sand auf, auf dem geschätzte 2,3 Millionen Besucher – trotz Badeverbot in der Seine – ein ganz neues Stadtgefühl genießen konnten. Längst fühlen wir uns, wie Sven Hillenkamp in der „Zeit" richtig bemerkt hat, in der Ferne zu Hause, nun können wir uns auch zu Hause wie in der Ferne fühlen. (Die Zeit vom 1.10.2003:59). Da wollten natürlich auch Düsseldorf mit einer Sandinsel „Monkey Island" im Medienhafen und auch Berlin in dem – u. a. gegenüber dem Reichstag – gleich drei Strände aufgeschüttet wurden, nicht zurückstehen.

Eine der durch den dänischen Stadtforscher Jan Gehl (2001) eindrucksvoll dokumentierten Facetten des gegenwärtig europaweit zu beobachtenden Wandels im Erleben städtischer Räume ist die veränderte Verweil- und Aufenthalts-, letztendlich aber auch Gestaltqualität innerstädtischer Räume durch die enorme Zunahme der Außenbestuhlung und Außenbewirtschaftung durch Cafés, Bistros und Restaurants. So lässt sich etwa für Stuttgart zeigen, dass sich die Zahl der Außenplätze seit den 90er Jahren mindestens verdoppelt hat.

Wichtiger waren zweifellos die Initiativen um eine Aufwertung und Requalifizierung des Stadtraums, wie sie seit den 80er Jahren mit den Platzprogrammen Barcelonas, Rotterdams, Roms, Lyons und in der Folgezeit in vielen anderen Städten Europas gestartet wurden.

Typisch am Beispiel Lyon mit seinen inzwischen über 200 Projekten und seiner Place de Terreaux ist etwa eine Neugestaltung, die mit einfachen Mitteln, mit gekonnter, am Ort und seiner Geschichte orientierter Material- und Farbwahl, mit dem Spiel von Wasser und Licht zum einen die umgebende historische Gebäudesubstanz auf neue Weise zur Geltung bringt und zugleich mit den 950 Sitzen in den umgebenden Cafés und den für die Kinder gegebenen Spielmöglichkeiten mit Wasser auch neue Kommunikations- und Erlebnismöglichkeiten eröffnet. Vielleicht das Wichtigste am Beispiel Lyon ist aber nicht die einzelne Platzästhetik, sondern der mit dem ganzen Programm artikulierte politische Wille, mit der Vernetzung dieser Plätze auch durch Fußgängerzonen und der Verbannung des ruhenden Verkehrs in Tiefgaragen relevante Teile des Stadtraums wieder den Fußgängern zurückzugeben.

Auch in Stuttgart hat man inzwischen diese Herausforderung aufgegriffen. Ein durch ein privates Büro (Raumbureau 2001) erarbeitetes und politisch breit diskutiertes Programm („Plätze, Parks und Panoramen") hat eben dieses Ziel der Vernetzung bisher gerade auch in Stuttgart durch Cityring und Bundesstraßen besonders brutal auseinandergerissener Stadträume auf eine innovative Weise ins Auge gefasst, die zugleich die natürlichen Lagequalitäten der Stadt mit ihren schönen Halbhöhenlagen und Aussichtspunkten wieder zur Geltung zu bringen sucht.

Dass Stadtraumqualität nicht per Planung von oben entsteht, sondern den Dialog von Planung und Nutzern benötigt, wird gegenwärtig auch an der Debatte um den durch die Freie Planungsgruppe 7 neu gestalteten Stuttgarter Marienplatz deutlich. Es ist ein in Anlehnung an mediterrane Stadtplätze weiträumig gestalteter, ja eleganter und in klare Zonen gegliederter Platz entstanden, der Raum bietet fürs Verweilen, für Spiel und Kommunikation. Die Architekten haben gut daran getan, so auch die Stuttgarter Zeitung, den Platz nicht zu möblieren, ihn nicht mit Trögen, Blumenrabatten und mittelmäßigen Skulpturen voll zu stellen. Doch vielen der Nutzer fehlt das Grün, fehlt Behaglichkeit, darüber hinaus stören zahlreiche kleine Funktionsmängel im alltäglichen Gebrauch. So resümierte die Stuttgarter Zeitung nach länger Diskussion in der Leserschaft: „Die Funktionalität bleibt hinter der architektonischen Leistung eben doch zurück." (Stuttgarter Zeitung vom 11.10.2003) Nutzer, Stadt und

Neu gestalteter Marienplatz in Stuttgart

Planer müssen sich weiter aufeinander zu bewegen, gemeinsam an der Beseitigung kleinerer Mängel arbeiten und insbesondere auch mit dem geplanten Café auf weitere witterungsgeschützte Verweil- und Kommunikationsmöglichkeiten hoffen.

Vielleicht ist der gegenwärtig zu beobachtende Prozess der Aneignung, Neunutzung und Neucodierung von Stadträumen auch in viel geringerem Maß als wir gewöhnlich annehmen ein Planungsproblem. So diskutiert man in Stuttgart bereits seit einigen Jahren über die Möglichkeiten des Rückbaus der schlimmsten Hinterlassenschaften aus der Ära der autogerechten Stadt. Noch während man über die Möglichkeiten einer Umgestaltung der extrem befahrenen Theodor-Heuss-Allee, eines Teils des Innenstadtrings, zu einer „Flaniermeile" bzw. einem „Großstadtboulevard" nachsinnt, hat sich eben dieser städtische Un-Raum zur Überraschung der gesamten Planerzunft auch ohne planerisches Zutun zu einem der gefragtesten Treffpunkte mit mehreren tagsüber wie nachts, innen wie außen dicht bevölkerten Szenekneipen entwickelt. Faszinierend ist, dass diese Treffpunkte sich dabei nicht abkapseln, nicht abschirmen gegen den ungezähmten Großstadtverkehr, sondern ihn über große Glasflächen lässig-selbstverständlich integrieren und zum Bestandteil der eigenen Inszenierung machen.

Fassen wir zusammen: Die Geschichte der Entwicklung des öffentlichen Raums im 20. Jahrhundert war eine Geschichte extrem krisenhafter Entwicklung. Öffentlicher Raum war immer auch umkämpfter Raum, in dem wechselnde Kräfte und Gruppen ihre jeweiligen Hegemonialansprüche durchzusetzen und auch symbolisch zum Ausdruck zu bringen suchten. Dass die Behauptung derartiger Hegemonialansprüche in aller Regel nur von kurzer Dauer sein konnte, stimmt eher optimistisch. Die Funktion des öffentlichen Raums, seine freie Zugänglichkeit, seine Funktion als Bühne und Medium der Darstellung und des Austauschs aller städtischen Gruppen ist von so offensichtlich elementarer Bedeutung für die Qualität der europäischen Stadt, dass er sich letztendlich doch immer noch als resistent gegenüber den Versuchen partikularisierter Vereinnahmung erwiesen hat. Kein Zweifel, auch gegenwärtig sind vor dem Hintergrund der angesprochenen ökonomischen und sozialen Prozesse Grundqualitäten des öffentlichen Raums wieder auf vielfältige Weise gefährdet. Dennoch wäre es falsch, mit Blick hierauf einseitig vom Verfall oder gar Tod des öffentlichen Raums zu sprechen. Wir glauben eher, dass in unseren Städten allen Niedergangsanzeichen zum Trotz längst auch ein Prozess der Eroberung und Neucodierung öffentlicher Räume eingesetzt hat, dessen Zeichen wir noch viel zu wenig zu deuten verstehen. Nicht allein die Planung oder eine architektonische Avantgarde sind hier, wie an den Stuttgarter Beispielen deutlich wurde, allein und in erster Linie die Vorreiter, sondern – auch dies könnte optimistisch stimmen – die Nutzer, die städtischen Bürger selbst.

Gekürzte Fassung eines Beitrags aus:
Bernhardt/Fehl/Kuhn/von Petz (Hg.): „Planungsgeschichte des öffentlichen Raums" (Dortmund 2004, Reihe Dortmunder Beiträge zur Raumplanung)

Aasen, Bjarne u.a. (Hg.) (2002): Plätze – Plätze und städtische Freiräume von 1993 bis heute, München
Bahrdt, Hans Paul (1961): Die moderne Großstadt, Reinbek b. Hamburg
Benjamin, Walter (1980, 2. Aufl.): Illuminationen, Frankfurt a.M.
Benjamin, Walter (1988): Berliner Chronik, Frankfurt a.M.
Breuer, Bernd (2003a, b): Einführung, Öffentlicher Raum – ein multidimensionales Thema. In: Informationen zur Raumentwicklung H. 1/2.2003
Brockhaus, Gudrun (1997): Schauder und Idylle, München
Durth, Werner (1987): Urbanität und Stadtplanung. In: Prigge, Walter (Hg.): Die Materialität des Städtischen, Basel/ Boston
Durth, Werner/Düwel, Jörn/Gutschow, Niels (1998): Architektur und Städtebau der DDR (2 Bde.), Frankfurt a.M./New York
Flierl, Bruno (2002): Der öffentliche Raum als Ware. In: Aasen u.a. (Hg.) (2002): Plätze – Plätze und städtische Freiräume von 1993 bis heute, München
Gehl, Jan/Gemzoe, Lars (2001, 2. Aufl.): new city spaces, Copenhagen
Habermas, Jürgen (1971, 5. Aufl.): Strukturwandel der Öffentlichkeit, Neuwied/Berlin
Haus der Kunst München (Hg.) (1998): Die Nacht (Ausstellungskatalog), München
Häußermann, Hartmut (1998), „Amerikanisierung" der deutschen Städte. In: Prigge, Walter (Hg.): Peripherie ist überall Peripherie, Frankfurt a.M.
Helms, Hans G. (Hg.) (1992): Die Stadt als Gabentisch, Leipzig
Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (Hg.) (1995): Reise nach Moskau. Quellenedition zur jüngeren Planungsgeschichte, Berlin
Jensen, Torben (2003): blaue_tanke – temporäre raumaktion in heslach (Diplomarbeit Fakultät für Architektur und Stadtplanung, Universität Stuttgart 2003)
Kracauer, Siegfried (1987): Straßen in Berlin und anderswo, Berlin
Läpple, Dieter: Auflösung oder Renaissance der Stadt? In: Polis H. 3/2003
Nerdinger, Winfried (1992): Politische Architektur. In: Flagge, Ingeborg/ Stock, Wolfgang Jean (Hg.): Architektur und Demokratie, Stuttgart
Popp, Monika (2002): Innenstadtnahe Einkaufszentren, Passau
Raumbureau (2001): plätze, parks und panoramen – Perspektiven für den öffentlichen Raum in Stuttgart, Stuttgart
Ronneberger, Klaus/ Lanz, Stephan/Jahn, Walther (1999): Die Stadt als Beute, Bonn
Scannavini, Roberto (o.J.): Trent'anni di tutela e di restauri a Bologna, Bologna
Schlör, Joachim (Hg.) (1994): Wenn es Nacht wird – Streifzüge durch die Großstadt, Stuttgart
Selle, Klaus (2002): Jenseits von Verfall und Ende? Öffentliche Räume im Spiegel der Fachdiskussion. In: Lehrstuhl für Planungstheorie und Stadtplanung (Hg.): Dokumentation der Tagung 2002 „Was ist los mit den öffentlichen Räumen?", Aachen
Siebel, Walter (2003): Die überwachte Stadt – Ende des öffentlichen Raums? In: Die alte Stadt H. 3/2003
Südbeck, T. (1993): Motorisierung, Verkehrsentwicklung und Verkehrspolitik in Westdeutschland in den 50er Jahren. In: Sywottek, Arnold/Schildt, Axel: Modernisierung im Wiederaufbau – die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn

Was ist öffentlicher Raum in Deutschland im Jahr 200X?

Boris Sieverts

Boris Sieverts
Büro für Städtereisen
Köln

Ich empfinde den Begriff öffentlicher Raum und auch die Diskussion um Plätze oft zugleich als überstrapaziert und eingeengt. Überstrapaziert, da hier häufig ein Anspruch an öffentlichen Raum mitschwingt, den meiner Meinung nach nur ganz wenige Räume erfüllen müssen, ja ich kann mir sogar Städte, Länder und Kontinente vorstellen, die diese Art öffentlicher Räume nicht haben und dennoch lebenswert sind.

Eingeengt deshalb, weil das Spektrum an Räumen, das bei der Abwägung der Begrifflichkeiten überhaupt in Betracht gezogen wird, minimal ist im Verhältnis zu der Unzahl an Räumen und Raumtypologien, die in einer erweiterten und – meiner Meinung nach – realistischeren und zeitgemäßeren Definition von öffentlichem Raum betrachtet werden müssten.

Alte Ideale

Die Idee im Hintergrund, die die Diskussion um den öffentlichen Raum immer noch bestimmt, ist die vom bürgerlichen öffentlichen Raum, oder besser die des bürgerlichen Ideals von öffentlichem Raum, wobei hier weniger der gesellschaftliche Stand als der Stadtbewohner gemeint ist. Diese Plätze und anderen öffentlichen Räume, an denen sich die Bürger versammeln, sind, sofern sie nicht bloße Konsumkulisse sind, sozusagen Sonderfälle von öffentlichem Raum und auch von Plätzen. Das waren sie womöglich schon immer. Spätestens sind sie es jedoch, seit die Wohnraumversorgung in Quadratmeter pro Stadtbewohner ein Maß erreicht hat, das es den meisten ermöglicht, in ihr eigenes Zimmer statt auf die Straße zu gehen, wenn es ihnen zu eng wird und seit es das Fernsehen als virtuellen öffentlichen Raum gibt. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie mir, der ich die meiste Zeit im diffusen öffentlichen Raum von Stadträndern und Zwischenzonen von Ballungsräumen verbringe, der Anblick der damals gerade fertig gestellten Düsseldorfer Rheinpromenade wie ein Wunder erschien: Menschen, weder einkaufend noch an zum Essen oder Trinken verpflichtenden Tischen sitzend, die in Massen auf einer großen Freitreppe lagerten und einfach nur, sich unterhaltend, auf den abendlichen Fluss schauten. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass diese Art öffentlichen Raums, in den 90er Jahren noch herstellbar wäre, und es war eine ergreifende Erkenntnis.

Das Bemühen um eine solche Stadtqualität hat also sicherlich seine Berechtigung und seinen Platz, aber es handelt sich um Sonderfälle, und daran kann kein Städtebau und keine Architektur etwas ändern.

Die eigentliche Herausforderung sehe ich daher in der Vorstellung, die wir uns von den 99 % de facto öffentlichen Raums machen, der als solcher nur Wenigen überhaupt im Bewusstsein ist. Um mit diesen Räumen kreativ werden und neue Vorstellungen von ihnen entwickeln zu können, mache ich an dieser Stelle ein Experiment. Am Ende dieses Experiments sollte ein erweiterter Begriff von öffentlichem Raum und von Plätzen stehen.

Orte der Nutzung: Sommerlager der Dünnwalder Hunnen in Köln-Dünnwald | Kanalufer bei Dortmund

Das Experiment

Das Experiment beginnt mit der Behauptung: „Aller nicht spürbar privat angeeignete, also von Zeugnissen der intimen Benutzung belegte Raum ist öffentlich." Das kann man so nicht stehen lassen, aber der Satz eröffnet ein immenses Spektrum an potenziellem öffentlichen Raum, dessen Bestimmung sich weder an Eigentumsrechten noch an Publikumszahlen, sondern an den Kategorien Aneignung und Anmutung orientiert.

Eine winterlich ungenutzte Weide ist danach ebenso öffentlicher Raum wie ein Fußballplatz mit Loch im Zaun, ein Firmenparkplatz am Wochenende, Siedlungsgrün, die Ladenpassage, deren Betreiber keine schwarzen Sheriffs herumlaufen lassen, oder eine nagelneue Uferpromenade. Der Satz ist zu korrigieren, da manche dieser Räume mehr, andere weniger bis keine Qualifikationen als öffentlicher Raum besitzen, selbst dann nicht, wenn man die Eigentumsproblematik außer Acht lässt. Was also qualifiziert viele – aber eben nicht alle – dieser allgemein zugänglichen und nicht privat besetzten Orte als öffentliche Räume?

Orte der Nutzung

Da wäre zunächst ihre Nutzung. Der Firmenparkplatz, der wochenends als Skaterbahn oder als Flohmarkt genutzt wird, verwandelt sich eindeutig in öffentlichen Raum. Ebenso der Baggersee, der im Sommer zum Strandbad wird. Dies gilt auch für das brachliegende Werksgelände, auf dem Motocrossfahrer und Freizeitangler sich arrangieren. Öffentlicher Raum ist der wilde Abenteuerspielplatz auf dem Bauerwartungsland neben der Einfamilienhaussiedlung oder der vereinseigene Fußballplatz mit Loch im Zaun, der von den älteren Kindern aus den umgebenden Nachbarschaften außerhalb der Spiel- und Trainingszeiten als Treffpunkt genutzt wird, da er neutraler liegt als die den Quartieren zugeordneten öffentlichen Bolzplätze.

Bis hierhin fällt uns die Erweiterung unserer Vorstellung von öffentlichem Raum noch relativ leicht, wenn wir sie nicht sogar schon vollzogen haben.

Orte der Anmutung

Mein Hauptanliegen gilt deshalb jenen Orten, die öffentlicher Raum sind, obwohl keine Öffentlichkeit sie aufsucht. Das bedeutet nicht, dass sie gar nicht aufgesucht würden, aber sie werden so sporadisch oder mit einem so privaten Anliegen aufgesucht, dass keine Begegnung stattfindet und man nicht von der Anwesenheit einer Öffentlichkeit sprechen kann. Der Schlüssel zur Erklärung ihres öffentlichen Mehrwerts liegt in ihrer Anmutung.

Zu diesen Orten zählen ein Gutteil der als unerfüllt oder gar gescheitert betrachteten institutionalisierten öffentlichen Räume ebenso wie Orte, die niemals als öffentliche Orte gedacht waren und, obwohl allgemein zugänglich, auch noch von keiner inoffiziellen Öffentlichkeit entdeckt worden sind. Man könnte sie auch geheime Orte nennen.

In die Gruppe der unerfüllten öffentlichen Räume gehören zum Beispiel die meisten Endhaltestellen von Bahn- und Buslinien, dieser Inbegriff von Suburbia, den die Beatles in „Penny Lane"

Türkischer Garten in Hürth | Lärmschutzwäldchen in Köln-Holweide | Bitumenpalast, das Parkdeckrestaurant Via Sacra - eine Aktion von Boris Sieverts im Rahmen von Plan 03

Orte der Anmutung: Straßenszene in der Kölner Innenstadt | Siedlungsgrün in Köln-Zollstock

besungen haben. Die großen Wendekreise der Fahrzeuge markieren eine platzähnliche Fläche, meistens am stadtauswärts gelegenen Rand einer Siedlung. Eine Hälfte des Runds wird von den Gartenzäunen der äußersten Siedlungsbauten begrenzt, die andere liegt offen zum angrenzenden Acker oder ist umstellt von angepflanztem Buschwerk. In der Mitte vielleicht ein Kiosk. Mobiliar: Strom- und Telefonverteilerkästen. Im Hintergrund das Rauschen eines Autobahnrings. Solche Orte können trostlos sein. Sie können aber auch von einer Poesie erfüllt sein, die den aufmerksamen Besucher beinahe ehrfürchtig innehalten lässt. Da diese Orte kaum durch Gestaltung definiert sind, hängt ihre Aura wesentlich vom Augenblick ab, vom Licht, dem Wetter, der Jahreszeit, den anwesenden Personen. Im richtigen Moment können sie eine Kraft entfalten, die die meisten durchgestalteten öffentlichen Räume bei weitem übertrifft. Einige entfalten diese Kraft oft, andere nur sehr selten. Letztendlich sind es die subtilen Details in der Anordnung und Ausrichtung von Dingen, die den Unterschied ausmachen.

In die zweite Kategorie der öffentlichen Räume ohne Öffentlichkeit fallen die „geheimen" Orte. Es sind im Wesentlichen Verschnitt- und Brachflächen der Verkehrsplanung, der Industrie und des Gewerbes. Sie beeindrucken durch ihren Strukturreichtum an Bodenbewuchs, Naturräumen, Trampelpfaden und rätselhaften Hinweisen auf geplante, aber nie realisierte oder zukünftige Nutzungen. Die Anmutung dieser Orte hat in den letzten Jahren eine zunehmende Wertschätzung erfahren, sodass man ihrer stereotypen Verurteilung als Schandfleck glücklicherweise immer seltener begegnet. Leider wird jedoch ihre Legitimation im Stadtraum am Maß ihrer Nutzung gemessen. Gerade bei Landschaftsplanern gewinnt man häufig den Eindruck, dass es nur noch ein kleiner Schritt wäre, der Anmutung an sich als öffentlichem Wert eines Ortes Bedeutung beizumessen.

Diese Orte sind ebenso zahlreich wie sie in unserem Denken über den öffentlichen Raum unterrepräsentiert sind. Was zunächst nach einem Paradoxon klingt, erweist sich bei einer Stadterfahrung, die von der Anmutung und nicht von den Funktionen der Orte ausgeht, als durchaus folgerichtig. Diese Orte sind, obwohl sie von keiner Öffentlichkeit aufgesucht werden, aus vielerlei Gründen von enormer öffentlicher Bedeutung:

- Eine Teilnahme an Öffentlichkeit ist ohne die Möglichkeit, aus ihr herauszutreten, auf Dauer nicht möglich. Die städtischen „Freiräume ohne Öffentlichkeit" sind vielfach die einzige Möglichkeit zu einem solchen Heraustreten. Sie sind somit Regenerationsräume für eine „erschöpfte" Öffentlichkeit und übernehmen im Gegensatz zu den institutionalisierten öffentlichen Räumen alle Funktionen von Gegenwelten. Diese reichen vom Ort der ästhetischen Erfahrung des Anderen, der die Sinne wach und den Geist beweglich hält, bis zur Aufnahme von Tätigkeiten und Lebensformen, für die im institutionalisierten öffentlichen Raum kein Platz ist.

Geheime Orte: Wäldchen in Quadrath-Ichendorf

- Erst durch solche Räume, in denen die Zuordnung von Raum und Funktion endet, wird Stadt nachhaltig erfahrbar. Außerdem versteht man den Sonderfall, den die mehr oder weniger bürgerliche Stadt bedeutet, besser und bewusster, wenn man aus der Offenheit des gänzlich offenen, vielleicht auch bedrohlichen, zumindest aber in der Art seiner Öffentlichkeit unklaren Raumes in sie eintritt. Institutionalisierte öffentliche Räume und diese vagen öffentlichen Räume müssen als komplementär betrachtet werden.
- Insbesondere sind sie aber für Menschen, die Stadt nicht nur als Netzwerk von Funktionen, sondern eben auch als räumliche Ausdehnung in der Fläche und als Territorium erfahren und suchen, elementar. Dies sind z.B. Kinder und Jugendliche, Ausdauersportler und Hundebesitzer. Und auch unter Spaziergängern, die ja häufig den Eindruck erwecken als ginge es ihnen nur ums „Beine vertreten und frische Luft schnappen", ist das Bedürfnis nach Orten, die die räumliche Wahrnehmung der eigenen Umgebung herausfordern, sehr verbreitet.

Aufmachen

Auch Freiraum ohne Öffentlichkeit kann also öffentlicher Raum sein. Dies hängt von einer Vielzahl von Faktoren ab, deren einfachster, nämlich die Art seiner Benutzung, niemals quantitativ, sondern stets qualitativ gemessen werden sollte.

Der schwierigere Gradmesser für die öffentliche Bedeutung eines Freiraums ist allerdings seine Anmutung. Hier sind Projektionen durch persönliche Erinnerungen und Erfahrungen, landschaftlichen Assoziationen, jahreszeitlichen Gefühlsschwankungen und anderen Subjektivitäten Tor und Tür geöffnet, und genau das sollte möglich sein in der Auseinandersetzung über öffentliche Orte. Wenn all die sogenannten Nowhere-Places nicht mehr primär als funktionale Reserveflächen oder als gescheiterte öffentliche Räume bürgerlicher Art, sondern a priori als Bedeutungsträger verstanden würden, ließe sich ein sehr reiches Spektrum an öffentlichem Raum entdecken sowie ein ungeahntes Maß der Bedeutungsträgerschaft von Orten. Hierfür wäre aber Vertrauen in die eigene und fremde Wahrnehmung nötig, unabhängig davon, ob es sich mit einer bereits vertrauten Meinung deckt. Da der persönliche ebenso wie der öffentliche Katalog an verfügbaren Äußerungen zu Orten jedoch nur einen sehr kleinen Ausschnitt von Umwelt erfasst, besitzen wir zur Verhandlung der Unzahl an Freiraumtypologien, die es gibt, kein anderes Kapital als genau die restliche, nur in seltenen Gesprächen und in Träumen zur Formulierung geratende, vom vertrauten Katalog der Wertungen abweichende Wahrnehmung.

Jedem ist schon mal aufgefallen, dass er in der Umgebung seiner Kindheit Orte in einer Weise wertet und mit Bedeutung belegt, die sich stark unterscheidet von der Art, in der später Hinzugezogene dies tun würden. Für Kinder gibt es in ihrer direkten Umgebung wesentlich weniger Nowhere-Places als für Erwachsene. Da sie die verbreiteten Meinungen noch nicht kennen, unterscheiden sie ihre Wahrnehmung noch nicht nach einer ernstzunehmenden und einer zu vernachlässigenden. Sie erreichen dadurch ein Maß an geistiger Durchdringung von räumlicher Umgebung, das sie als Erwachsene an keinem Ort mehr erlangen.

Gelände der geplanten Messeerweiterung in Köln-Deutz | Wäldchen in Köln-Müngersdorf | Brachwiese in Köln-Bilderstöckchen

Sichten, werten und erfinden

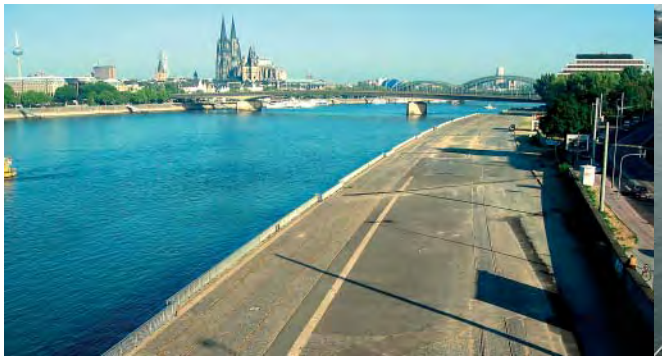
Wir hatten unser Experiment gestartet mit der Annahme, dass aller nicht spürbar intim privat angeeignete Raum öffentlich sei. Hiervon haben wir etliche Abstriche gemacht, insbesondere den, dass nicht jeder nicht-private gleich schon ein öffentlicher Raum ist. Bei dieser Einschränkung haben wir aber zugleich festgestellt, dass auch Räume, die von keiner Öffentlichkeit benutzt werden, öffentliche Räume sein können und dass die Vielzahl an öffentlichen Räumen und Raumtypologien, die aus dieser Betrachtungsweise hervorgehen, in ihrer Bewertung und Qualifizierung einer breiten öffentlichen Diskussion bedarf, die die Bedeutungsträgerschaft von Orten ernst nimmt und deshalb nicht zwischen „subjektiven" und „objektiven" Argumenten unterscheidet. Die Fähigkeit, der eigenen Wahrnehmung von Ort und Raum zu trauen, ist trainierbar. Bei den von mir organisierten mehrtägigen Reisen durch die unprominentesten Gegenden europäischer Ballungsräume stelle ich immer wieder fest, dass dieses Training bei den meisten Menschen dazu führt, dass ihre eigene Stadt sich ihnen völlig neu darstellt. Die Benennung und Beschreibung dieser neuen Stadt lässt jeweils eine Vielzahl neuer Strategien für den Umgang mit öffentlichem Raum aufscheinen. [1]

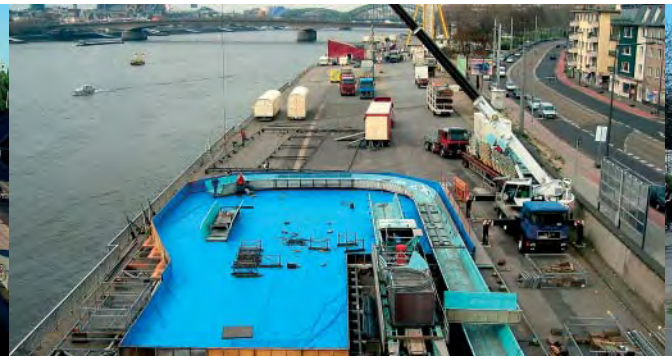
Vom Festplatz lernen

Ein schönes Beispiel für einen Typus von öffentlichem Raum, der viele – auch widersprüchliche – der hier genannten Eigenschaften zugleich besitzt und daher eine der faszinierendsten und schillerndsten Typologien öffentlichen Raums darstellt, ist der so genannte „Festplatz", jene mittelgroße bis riesige Schotterfläche, die der Kirmes und dem Zirkus vorbehalten ist.

- Er ist, mit Ausnahme weniger Wochen im Jahr, Brachfläche, d. h. ohne erkennbare Funktion oder Aneignung.
- Er erfährt keinerlei Gestaltung: Die Größe der Fahrgeschäfte und ihrer Transportfahrzeuge sowie ihre stets wechselnde Anordnung erlaubt keine Möblierung und keine Einbauten.
- Er hat meistens einen Belag aus scharfkantigem Schotter, der den Rändern von Geröllfeldern ähnelt.
- Er ist die meiste Zeit des Jahres ein ausschließlich subjektiv aufgeladener Ort (der Erinnerung an leichtes Vergnügen und exotische Sensationen).
- Er ist dem Namen nach ein Platz und obwohl er dies die meiste Zeit des Jahres im herkömmlichen Sinne nicht ist, wird dies nicht als Scheitern eines Anspruchs empfunden. Dieser Widerspruch ist im Gegenteil eine seiner wesentlichen Eigenarten und mit einem durchaus angenehmen Gefühl des Vagen besetzt (Überhaupt ist die Kategorie des Vagen eine, die man nicht scheuen, sondern begrüßen sollte, wenn es um zeitgenössischen öffentlichen Raum geht).

Festplätze in Köln-Deutz und in Köln-Buchheim





[1] Zum Beispiel wird als Möglichkeit von den Teilnehmern immer wieder eine Wunschvorstellung ausgesprochen, die man auch als neues Modell von Public-Private-Partnership bezeichnen könnte: Warum kann nicht das Regenwasserversickerungsbecken der Firma x ein öffentlicher Angelteich sein? Das Parkdeck der Shopping-Mall sonntags ein Grillplatz mit grandioser Besonnung und Aussicht? Indem private Grundeigentümer ihren Boden der Öffentlichkeit überließen, wann immer sie selber ihn nicht brauchen, könnte Public-Private-Partnership nicht nur öffentlichen Raum in halbprivaten verwandeln, wie das ja bereits vielfach geschieht, sondern auch privaten in halböffentlichen, wie es de facto ja auch bereits gelegentlich geschieht, aber eben meistens unter Umgehung von Verboten. Für eine offizielle Anwendung und eine weite Verbreitung dieses Modells müsste zunächst das unflexible deutsche Schadenhaftungsrecht geändert werden, das die meisten dieser Ideen selbst da, wo alle Beteiligten guten Willens sind, zunichte macht.

- Er wird ca. zweimal im Jahr zu einem konkret aufgeladenen Ort. Dann ist er auch Treffpunkt und physischer Aufenthaltsraum einer tatsächlichen Öffentlichkeit.
- Er ist ein Ort des kollektiven Gedächtnisses.
- Alle seine Zustände sind temporär.
- Er hat keine räumliche Fassung durch Bauten.
- Er befindet sich räumlich in einem unklaren Verhältnis zum bebauten Raum, irgendwo an dessen Rand. Weil er ein Ort ist, dessen gefühlter Bedeutungsträgerschaft man sich zu trauen getraut, gerät auch das Vage seiner Lage in den Genuss einer leichten Überhöhung, wie man sie z. B. von Plattencovern mit jungen Menschen, die verloren mit gesenkten Köpfen in Parklandschaften vor Hochhauskulissen umherschreiten, kennt.
- Obwohl er die meiste Zeit des Jahres nur von wenigen Menschen betreten wird, ist er allgemein als „öffentlicher Raum" im Bewusstsein.
- Die Wenigen, die ihn in dieser Zeit betreten, sind deutlich als „Objekte auf der Fläche" erkennbar. Das liegt sowohl an der Ausgeräumtheit der Fläche als auch an der Art, in der sich die Hundeausführer, die auf ihre Verabredung wartenden privaten Autoverkäufer und die Pfützen suchenden Kinder auf dieser Fläche bewegen. Sie suchen scheinbar nicht die Öffentlichkeit und befinden sich doch auf dem Präsentierteller. Die Weite des Abstands zum Rand der Fläche macht diesen scheinbaren Widerspruch möglich. Er bewirkt, dass sie sich zwar weithin sichtbar, doch zugleich unbehelligt fühlen. Man kennt die Lust, die diese Art des Aufenthalts bereitet. Er ist eine sehr nahe liegende Form der Teilhabe an Öffentlichkeit in einer anonymen großstädtischen Gesellschaft und er braucht Platz (ein gutes Beispiel für Qualität in Unterscheidung zur Quantität der Benutzung öffentlicher Räume).
- Der „Festplatz" besteht die meiste Zeit des Jahres aus Projektion, Erinnerung und Verwandlung. Er ist in dieser Zeit ein „verwahrloster" Ort, eine ökonomische Verschwendung, ein städtebauliches Loch in der Textur der Stadt. Er hat keine Zielgruppe, keine Biotoppunkte und keine Öffentlichkeit. Und doch ist er ein öffentlicher Ort, dessen geplante Überbauung Wehmut, wenn nicht gar Diskussionen auslösen würde. Nicht weil dort zweimal im Jahr die Kirmes stattfindet, das kann sie auch woanders, sondern weil er ein Ort ist, den man nicht trotz, sondern wegen seines marginalen Charakters schätzt.

Eine Kultur der Verhandlung öffentlichen Raums, die sich bemüht, die 99 % unserer tatsächlichen und potenziellen öffentlichen Räume – marginal, nicht institutionalisiert, teilweise über Eigentumsgrenzen hinweg – so differenziert und vielschichtig zu lesen und vielleicht auch so geschickt mit Bedeutung zu belegen wie den Festplatz, wäre mindestens so wichtig wie die Bemühungen um eine Renaissance der Bürgerplätze.

Handel schafft Urbanität

Lovro Mandac

Lovro Mandac ist Vorsitzender des Vorstands der Kaufhof Warenhaus AG

Die Plätze der Stadt, in der man groß geworden ist, machen ein gutes Stück des Heimatgefühls aus, mit dem man seiner Heimatstadt ein Leben lang verbunden bleibt. Als gebürtiger Flensburger denke ich vor allem an den Norder- und Südermarkt, die beiden markanten Eck-Punkte des Einkaufsgeschehens, aber auch an die alten Kaufmanns- und Kapitänshöfe, die von der Fußgängerzone zur Flensburger Förde führen. Sie sind ebenfalls traditionelle Plätze für Handel und Gastronomie.

Die Plätze einer Stadt sind immer Ausdruck der Lebens-, Landes- und Stadtkultur. Denken wir nur an die Postkartenplätze von Rom, Florenz oder Mailand oder an die nicht weniger sehenswerten kleinen Marktplätze der Toskana – Italiens Plätze stehen für entspannte Lebenskultur und sind seit Jahrhunderten Vorbild europäischer Platz-Philosophie. Ob nun Köln oder München die nördlichste Stadt Italiens ist, mag jeder selbst entscheiden. In beiden Metropolen pulsiert jedenfalls in der Freiluftsaison das lockere und leichte Leben auf den Plätzen. Die Domstadt Köln – Sitz unseres Konzerns – kann in der Kombination ihrer Plätze und Romanischen Kirchen jedenfalls ein ganz besonderes Flair ihr Eigen nennen. Köln besitzt nahezu 200 Plätze. Der Kölner Architekt Jürgen Körber hat sie anlässlich des Kölner Jahres der Plätze fast alle akribisch dokumentiert. Der „Alter Markt" hat bundesweit Rang und Namen nicht zuletzt mit der jährlichen Eröffnung des Straßenkarnevals am 11.11. um 11.11 Uhr erlangt. Er war der ursprüngliche Markt von Köln, 992 erstmals erwähnt. Seinen Namen „Alter Markt" oder auf gut kölsch „Aldermaat" erhielt er erst mit dem Bau des Neumarktes. Heute ist er sicher der schönste Platz von Köln, geprägt durch seine traditionelle Verbindung von Handel, Wohnen und Gastronomie. Kunst, Kultur, Kirche, Kommerz und Hotellerie bilden den funktionellen Rahmen für den Roncalli-Platz. Konzerte, Feste, der Weihnachtsmarkt und die jungen Skater sorgen für Leben auf einem der größten Plätze der Stadt im Schatten des Doms und am Entree des Römisch-Germanischen Museums. Das Schauspielhaus und das touristisches Traditionshaus von 4711 an der Glockengasse bilden das städtebauliche Umfeld des Offenbach-Platzes. Mit seinen Bäumen und dem Brunnen ist der nach dem Kölner Komponisten Jacques Offenbach benannte Platz in den Abendstunden ein erweitertes Theater-Foyer und zu allen Tageszeiten ein stiller Kontrast zum pulsierenden Verkehr der Stadt.

Welche Bedeutung Plätze unabhängig von ihrer Größe für das Image einer Stadt haben können, zeigt der an sich eher unscheinbare Wallrafplatz, der durch die WDR-Sendung „Funkhaus Wallrafplatz" zum Werbe- und Sympathieträger der Stadt und ihrer Medien wurde.

Das Kölner Flaggschiff des Kaufhofs liegt am Schnittpunkt von Schildergasse und Hohestraße, die beide zu den meistfrequentierten Einkaufsstraßen Deutschlands zählen. Hier, vor dem Löwentor-Eingang des Kaufhauses, wurde ein kreisförmiger Platz mit einer großen Stele in der Mitte angelegt. Die fast an das britische Stonehenge erinnernden ringförmig angeordneten Steinsitze werden von vielen Kölnern als Ruhe-, Diskussions- und Erholungspunkt im Einkaufsgeschehen genutzt. Der Platz – mit dem erfrischenden Namen „Bierbrunnen"– wurde 1972 von der Kölner Fachhochschule entworfen und ist eine Spende des Kölner Fabrikanten Matthias Harzheim. Der Name des Brunnens lässt vermuten, dass die Künstler die Stele, aus der an der Spitze Wasser fließt, einem Kölschglas nachempfunden haben. Die elf Sitzplätze rund um den Brunnen stehen für die laut einer Stadtsage umgekommenen 11.000 Jungfrauen. Bis in die Gestaltung hinein sind Plätze also Zeugen und Dokumente der Stadtgeschichte.

Domplatte und „Bierbrunnen" in Köln

Es gehört zu den Kennzeichen der Kölner Stadtplanung, dass die Innenstadtringe von einer historischen Platzfolge unterbrochen werden. An den Schnittpunkten des Kölner Verkehrs- und Promenadenrings mit den strahlenförmigen Ausfallstraßen haben sich Plätze unterschiedlicher Funktionen herausgebildet. So hat der Chlodwig-Platz eine starke Verteilerfunktion mit urbanen Qualitäten vor der Severins-Torburg. Während der Barbarossa-Platz heute ein eher sachlicher Verkehrsknotenpunkt ist, beweisen Zülpicher-, Rudolf-, Friesen- oder Ebertplatz die atmosphärische Kraft der Plätze für einen lebendigen Stadt-, Straßen- und Erholungsraum.

Die Lebensqualität einer Stadt wird geprägt von der Mannigfaltigkeit ihrer Funktionen. Lebendige Plätze sind Nahtstellen der Urbanität. Zu einer guten Einkaufsatmosphäre gehört neben dem Handelsangebot ein ansprechendes städtebauliches Umfeld.

Das Interesse von Stadt und Handel richtet sich dabei zunehmend auf die „traditionellen" öffentlichen Räume (Straßen, Plätze, Parks etc.) und die „neuen" öffentlich nutzbaren Räume wie Passagen, Malls und Galerien.

Plätze sind in besonderem Maße Träger urbaner Funktionen wie Aufenthalts- und Erlebnisqualität. Sie schaffen Identifikation und rufen in den Gedanken der Menschen Bilder auf, die aus dem Zusammenspiel von Platz und Umfeld erwachsen. Plätze werden daher zu Marken des Stadtimages. Wer denkt nicht bei den Namen Potsdamer, Leipziger oder Alexanderplatz an die historischen Warenhäuser von Wertheim oder Tietz oder die modernen Shopping-Center und Warenhäuser, die den Plätzen Leben geben? Welche Frau möchte nicht mal nach Herzenslust an der Pariser Place Vendôme in den Luxusläden von Armani, Boucheron, Cartier oder Chaumet bummeln oder sich an der Place de la Madeleine bei den Gourmet-Spezialisten Fauchon und Hédiard die feine Pariser Lebensart auf der Zunge zergehen lassen? Wem kommt beim Petersplatz mit dem von Kuppel und Dom geprägten Gebäudeensemble nicht die Geschichte von Jahrtausende alter Kultur in den Sinn? Ob Roter Platz in Moskau, Prager Wenzelsplatz oder Leipziger Augustusplatz, Plätze sind unverwechselbare Markenzeichen von Stadtkultur und -geschichte.

So begegnen sich auf den Plätzen nicht nur Bewohner und Gäste, sondern in zunehmendem Maße auch Städtetouristen aus aller Welt. Die unterschiedlichsten Nutzungsanforderungen – von Mobilität, Unterhaltung und Konsum bis zu Erholung und Aufenthalt „an der frischen Luft" – treffen hier zusammen. Das kann aufgrund der Heterogenität der Besuchergruppen naturgemäß nicht immer konfliktfrei verlaufen. Denn oft suchen gerade auch soziale Randgruppen die Geborgenheit wie auch die demonstrative Öffentlichkeit von Plätzen. Andere fühlen sich gestört, wenn Skateboardfahrer, Inlineskater oder Mountainbiker ihre virtuose Körperbeherrschung vor Kirchen, Museen oder Kaufhäusern unter Beweis stellen wollen. Dabei tragen gerade solche Nutzungen dazu bei, die Jugendlichen wieder stärker für die Stadt zu gewinnen. Wir sollten es also unterstützen, wenn sie die urbanen Zentren als Betätigungs- und Bestätigungsfeld entdecken.

Und wie kann man die Atmosphäre einer Stadt besser und direkter erfahren als „in Bewegung": zum Beispiel beim winterlichen Eislaufen am Münchener Karlsplatz, dem Stachus, oder auf dem Düsseldorfer Corneliusplatz, vor dem historischen Ambiente des Kaufhofs an der Kö.

Karlsplatz in München | Heinrich-Heine-Platz in Düsseldorf | Stadtjubiläum in Münster

Marktplatz in Halle

Lebendige Plätze, die im mannigfaltigen Gefüge einer Stadt „Sinn machen", fordern die Menschen auf, Platz zu ergreifen und Platz zu nehmen, aber immer ohne Zwang. Sie sind wesentliche Bausteine auch in den Aufgabenprogrammen des Stadtmarketings: „Ab in die Mitte!" ist der nachhaltige Appell einer Stadtmarketing-Philosophie, die Kerne und Keimzellen einer attraktiven Stadt nicht aus den Augen zu verlieren. „PLATZDA!"– unter diesem Motto sucht eine im Rahmen von „Ab in die Mitte!" vom Kaufhof unterstützte Aktion der Stadt Düsseldorf Aufmerksamkeit auf den öffentlichen Raum zu lenken. Dabei geht es auch um ganz neue Inhalte. Zum Beispiel für den Gustaf-Gründgens-Platz: Zwischen Dreischeibenhaus, Schauspielhaus und der angrenzenden Wohnbebauung soll ein „temporäres Platzbild" entstehen, das die Potenziale des Ortes aufgreift, den Platz belebt und Hinweise auf seine künftige Gestaltung gibt. Ziel der Aktion „PLATZDA!" ist es, prominente Plätze der Stadt baulich und gestalterisch aufzuwerten, sie neu zu bespielen, mit neuen Funktionen zu belegen und ihnen damit mehr Attraktivität und Emotionalität zu verleihen.

Immer gilt es, eine Balance zu finden zwischen der Platzdefinition und den Freiräumen für eine individuelle Nutzung, die eine Platzgestaltung vermitteln muss. Plätze leben aus ihrer Lage und ihrem Umfeld heraus, nicht aus dem heraus, was man in sie hineinstellt – und seien es noch so wertvolle Skulpturen oder Brunnenanlagen. Der Nutzer entscheidet über den Sinn eines Platzes. Plätze müssen einladen zu einer Vielfalt von Aktivitäten und zum Verweilen, dürfen sich aber nicht aufdrängen. Plätze müssen an den Lauf der Besucherströme angebunden sein. Der Versuch Frequenzen durch bauliche Zwangsführungen umzulenken, wird von den Nutzern nicht akzeptiert. Schon eine geringe Abweichung von den logischen Läufen der Tagesfrequenz lässt Plätze – und die Menschen – ins Leere laufen. Da unterscheiden sich Plätze in der Stadt nicht von Wegen und Plätzen in Warenhäusern, Einkaufspassagen oder Shopping-Centern. Plätze sind in erster Linie nicht zum hektischen Durchqueren da, sondern eher als Aufenthaltsräume zu verstehen. Plätze, die nicht aus sich selbst heraus anziehend sind, benötigen zumindest ein Umfeld aus Handel, Gastronomie und Dienstleistungen.

Es muss nicht immer das quirlige Leben am New Yorker Times Square, am Londoner Piccadilly Circus oder Trafalgar Square sein. Nicht immer hat eine Stadt einen Postkarten-Bestseller wie die meerumspülte Piazza San Marco in Venedig oder kann den entspannenden, lebensfrohen Charme toskanischer Plätze wie der Piazza del Campo in Siena oder der turmbewehrten Stadt San Gimignano versprühen. Doch werden Plätze nur dann zu Ankerpunkten der Stadtkultur, wenn sie belebt sind. Die Architektur ist eine wichtige Komponente der Platzgestaltung, doch ohne Menschen verlieren Plätze Charme und Wärme und damit ihre Funktion als Leitbild.

Plätze sind traditionell Sammelpunkte von Menschen. Plätze entstanden, wo Handelswege sich kreuzten, wo Kirche und Kaufleute, Märkte und Musik zusammenkamen. An solchen Punkten, in der Mitte der Stadt, hat der Kaufhof auch heute noch seine Standorte.

Der historische Marktplatz von Halle ist nicht nur aufgrund seiner Lage dominierend für die „Fünf-Türme-Stadt". 14 Straßen münden in die etwa 16.000 Quadratmeter große Platzfläche. Handel und Wandel haben am Marktplatz Tradition. Im optischen Mittelpunkt des Marktplatzes steht das Denkmal für den 1685 in Halle geborenen Komponisten Georg Friedrich Händel. Bereits gegen Ende des 12. Jahrhunderts wurde am Markt das erste Kaufhaus der Krämer, Gewandschneider und Tuchhändler errichtet. 1994 entstand exakt am gleichen Platz mit dem Kaufhof der erste Kaufhausneubau in den neuen Bundesländern. Zehn Jahre später, im Mai 2004, wurde ein erweiterter Neubau des Kaufhofs eröffnet. Er fügt sich in das Platzensemble ein. Alt- und Neubau verbinden das Kulturerbe einer 800-jährigen Baugeschichte mit den Anforderungen an eine zeitgemäße und zukunftsorientierte

Einkaufsstätte. Schon bei den Open-Air-Festen zur Eröffnung des Hauses zeigte sich, wie eng verzahnt Platz und Handel sind.

Eine der größten Filialen des Kaufhofs liegt an einem der prominentesten Plätze Deutschlands, dem Münchener Marienplatz mit seinem prunkvollen Rathaus. Das mittägliche Glockenspiel zieht die Touristen immer wieder in seinen Bann. Dieser Platz ist wie eine Bühne der Gesellschaft. Demonstrationen des Protestes und der Freude lösen sich ab. So gehört die Meisterfeier von Bayern München zu den Traditionsfesten auf dem Markt, auch wenn zuweilen andere Plätze in Deutschland, wie der Bremer Marktplatz mit seinem Roland, ihm zumindest in sportlicher Hinsicht in diesem Jahr den Rang abgelaufen haben. Münchens Marienplatz ist aber auch ein Beispiel dafür, dass die Vernetzung von Stadt und Handel noch stärker durch eine gezielte und qualitätvolle Einbeziehung des Handels in die „Bespielung" des Platzes zum Ausdruck kommen und von Seiten der Stadt weniger restriktiv gesehen werden müsste. Denn auch der Handel ist, wie der Sport, das Brauchtum oder die Kirche, ein ganz wichtiger Teil der Gesellschaft und des öffentlichen Lebens.

Die westfälische Metropole Münster macht vor, wie Stadt und Handel Hand in Hand die Plätze zu Bühnen des Lebens und Erlebens gestalten können, etwa anlässlich des Stadtjubiläums „625 Jahre Hansestadt". Gefeiert wurde der internationale Hansetag von Stadt, Kaufmannschaft und Bürgern mitten in Münsters „Guter Stube", auf dem historischen Prinzipalmarkt. Hier, zwischen Lambertikirche, den Kaufmannshäusern mit ihren Ziergiebeln und typischen Arkaden und dem Rathaus des Westfälischen Friedens, wurde der Rote Teppich für die Bürger ausgerollt. An einer rund 100 Meter langen, in den Hansefarben rot-weiß gedeckten Tafel speisten die Münsteranerinnen und Münsteraner das, was die in schicke Servierschürzen gehüllten rund 100 Kaufleute der Stadt ihnen von mittags bis abends servierten, musikalisch begleitet von der Westfälischen Schule für Musik. Und die Leckereien und westfälischen Spezialitäten kosteten die Bürger nur 50 Cent. Service, Kundennähe und gute Laune aus allererster und -bester Hand.

Marienplatz in München

Der Marktplatz in Aachen mit dem Rathaus und seinen Cafés bildet mit dem Dom und den historischen Krämergassen einen einzigartigen Stadtraum. 1892 eröffnete Leonhard Tietz in der Kaiserstadt sein erstes Warenhaus, zunächst in der Großkölnstraße. Doch schon bald suchte er einen größeren und prominenteren Standort, und der bot sich 1906 am Rathausplatz an. Das Warenhaus am Markt ist schon lange Geschichte. 1955 zog der Kaufhof in die Adalbertstraße, weil er mehr Platz brauchte.
50 Jahre später, im Herbst 2005, wird der Neubau des Kaufhofs zwischen Adalbert-/Reihstraße in Verbindung mit der benachbarten Elisen-Galerie neue moderne Platzräume und -gefühle ganz anderer Art eröffnen ...

Eine ideale Platzkombination zeigt der Schlossplatz in Stuttgart. Er ist als Bindeglied einerseits Frequenztransporteur zwischen Oberer und Unterer Königstraße und sorgt andererseits durch den Erholungswert seines Umfelds auch für eine Belebung der Fußgängerzone in sonst eher besucherschwachen Zeiten.

Plätze können aber auch Räume städtischer Verdichtung sein. Die Architektur der Plätze schafft die Rahmenbedingungen, in denen sich die Menschen ihren Platz mit ihren spezifischen Nutzungsvorstellungen erobern. Diese müssen und werden nicht immer mit den Zielen der städtischen Platzplanung übereinstimmen. Wie bei den Warenhäusern und im Handel generell, so entscheidet auch der Kunde und Besucher der Stadt, an welchem Platz er welche Leistung erwartet.

Gut geplante Plätze werden ihren spezifischen Funktionen gerecht, z. B. als Erholungsplatz, Architektur- und Kunstplatz, Markt- und Handelsplatz, Verkehrsplatz oder Verteilplatz. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass sie auf die Gegebenheiten und

Plätze sind privilegierte Räume in der Stadt. Insofern waren sie auch immer attraktive Ansiedlungsziele der Warenhäuser.

Optionen ihres jeweiligen Ortes gestalterisch eingehen. Ein Paradebeispiel – auch im Wortsinn – ist hier sicher der Paradeplatz in Mannheim, der eine freie Sicht auf das Kaufhof Warenhaus schafft. Dieser bis Ende des 19. Jahrhunderts für militärische Aufmärsche genutzte Platz mit dem Grupello-Monument wurde immer wieder umgebaut und seiner Bedeutung im Stadtgefüge angepasst. Der Platz liegt an der Nahtstelle der Einkaufsbereiche von Planken und Breiter Straße. Er ist damit nicht nur ein gutes Beispiel für die Verbindung von Frequenz- und Freizeitfunktion, sondern auch für eine ausgesprochen kundenorientierte Wegeführung. Diese kam auf recht originelle, aber wirksame Weise zustande: Nach einem frischen Schneefall im Winter 1894 ließen sich die vom Publikum bevorzugten „Trampelpfade" auf einfachste Weise feststellen. Es ergaben sich zwei parallele, das Monument flankierende Wege und vier Diagonalwege, die von Grünflächen, den sogenannten „Schmuckstücken" aus Florblumen, Teppichbeeten und Staudenpflanzungen, eingefasst sind.

Wo diese historische Platzgestaltung fehlt, versuchen Händler mit eigenen Aktivitäten zumindest Platzgefühle zu vermitteln. Engelhorn und Sturm zum Beispiel versuchten dies mit Erfolg in einer sehr verdichteten Lage Mannheims an den Kapuzinerplanken, indem Impulse zur Verweildauer durch Gastronomie oder Events geschaffen wurden.

Aufgrund ihrer Anker- und Zentralitätsfunktion stehen Plätze bei der Stadtplanung vor allem bei der Rekonstruktion alter Stadtstrukturen hoch im Kurs. In Chemnitz wurde mit dem Neumarkt in Anbindung an den bestehenden Marktplatz ein neuer Marktplatz geschaffen, dessen Rahmen von Rathaus, Handel und Gastronomie geprägt wird. Hier steht das modernste, ganz aus Glas bestehende, vom Stararchitekten Helmut Jahn gebaute Warenhaus von Kaufhof ebenso wie der futuristisch anmutende Glasbau von P & C des Düsseldorfer Architekten Ingenhoven wie auch der im maurischen Stil gehaltene Komplex der Einkaufsgalerie am Roten Turm des Architekten Kollhoff. Während der alte Marktplatz dem Wochenmarkt und anderen Marktveranstaltungen dient, bleibt der Neumarkt größeren Veranstaltungen wie Konzerten vorbehalten. Ein Brunnen auf dem alten Marktplatz wurde von der Stadt ebenso abgelehnt wie Bäume als Schattenspender auf dem neuen Markt. Die Stadt will die Sichtachse des Platzes nicht beeinträchtigen lassen. Jetzt will die Interessengemeinschaft Innenstadt ihrerseits zusammen mit dem Verein „Kunst für Chemnitz" wenigstens die Genehmigung erreichen, 50 m² des Platzes anzumieten, um eine mobile Kunst-Skulptur des Beuys-Schülers Felix Droese als Mittelpunkt des Neumarktes aufstellen zu können und damit auch eine Belebung des Platzes und eine Erhöhung der Verweildauer zu erreichen.

Ein vorbildlicher neuer Stadtplatz, der gerade seinen ersten Geburtstag feiern konnte, wurde mit der Eröffnung des Einkaufscenters Volme-Galerie im April 2003 auf dem ehemaligen zentralen Busbahnhof in Hagen geschaffen. Der neue Friedrich-Ebert-Platz ist gleichzeitig ein gutes Beispiel, wie man den Handel

Paradeplatz in Mannheim | Neuer Marktplatz mit gläsernem Warenhaus in Chemnitz | Friedrich-Ebert-Platz in Hagen | Schlossplatz in Stuttgart

stärkt, neue Flächen nutzt, Frequenzbrücken baut und durch Plätze den Erlebnisraum der Stadt erweitert. Die Raumgebung wird geschaffen durch ein 5-geschossiges Handels- und Dienstleistungsgebäude mit 3.000 m² Verkaufsfläche und dem bezeichnenden Namen Stadtfenster. Es verbindet den Platz mit dem benachbarten Saturn und den Kaufhof-Stores Sportarena und Kids Only. Bäume, Laternen, in den Boden eingelassenes Licht, Pflastersteine aus hochwertigem Granit, ein Brunnen des Künstlers Mataré und Außengastronomie auf einem Drittel der Platzfläche sorgen für gelebte Urbanität.

Auch unternehmerische Initiative gepaart mit Bürgerengagement kann neue Plätze schaffen. Das Carsch-Haus in Düsseldorf stand der U-Bahn-Planung im Wege. Statt für den bereits von ihr beantragten Abriss entschied sich die Stadt dann doch nach öffentlichen Protesten und mit Unterstützung der damaligen Horten AG für eine örtliche Verschiebung. Das historische Gebäude, in dem Paul Carsch am 10. März 1915 sein Herrengeschäft eröffnet hatte, wurde Stein um Stein abgetragen und 23 Meter weiter wieder aufgebaut. So entstand im Sommer 1984 mitten im Herzen von Düsseldorf ein ganz neues Platzensemble, der Heinrich-Heine-Platz. Er wurde mit seinem detailgetreu nachgebauten kunstgeschmiedeten Pavillon aus dem Jahr 1906 als Entree in die Altstadt zu einem touristischen Ankerpunkt der Stadt und zugleich auch Gastgeber für Märkte aller Art, vor allem für den stimmungsvollen Weihnachtsmarkt vor der angestrahlten Fassade. Immer wieder wird der Platz genutzt, um den Erlebnisgedanken des Carsch-Hauses durch Events, Animation und Promotion zu visualisieren. Ob bei frühsommerlichen „Oh mai darling"-Aktionen, Modeschauen, klassischen Ballett-Vorführungen, Fassaden-Laser-Shows oder bei der Einführung des langen Einkaufssamstags, immer erzielen die Freiluft-Ereignisse hohes Interesse bei den Besuchern und den Medien. Ein unvergessliches Highlight waren die vom Carsch-Haus gesponserten Hochzeiten im Pavillon im Halbstundentakt zum denkwürdigen Datum des 9. 9. 1999.

Auch zum 20-jährigen Jubiläum des Carsch-Hauses Mitte Mai 2004 wurde der Platz mit liebevollen Aktionen zu einem stilvollen Anziehungspunkt gestaltet. Die Partner der Delikatessa machten ihn zu einem Open-Air-Gourmet-Platz – und das auf einem extra angelegten Rasen. Und als Jubiläumsgeschenk an die Stadt wurden die Baumscheiben des Platzes mit Pflanzen begrünt.

Plätze sind privilegierte Räume in der Stadt. Insofern waren sie auch immer attraktive Ansiedlungsziele der Warenhäuser. Denn Plätze bieten Raum, um die Philosophie des Unternehmens architektonisch und visuell schon von weitem überzeugend anzukündigen.

Öffentliche Räume gehören zu den zentralen Herausforderungen für Städtebau und Stadtplanung. Die Zukunft des Handels und der Städte wird entscheidend davon abhängen, ob es gelingt, den Stadtzentren und ihren Plätzen im Portfolio einer bürgerorientierten Stadt- und Handelspolitik eine maßgebliche Rolle zu geben.

Der Handel kann dabei seine Position in der Stadt stärken, wenn er sich stärker in das Stadtmanagement im Sinne einer Public-Private-Partnership einbringt und seine Kreativität und Erlebnisorientierung auch im Stadtbild zum Ausdruck kommen lässt. Plätze sind eine ideale offene und öffentliche Bühne, um die städtischen Akteure in ihrem gemeinsamen Engagement für die Vitalität der Städte zusammenzuführen.

Freiräume zum Wohnen

Roswitha Sinz

Dipl.-Ing. Roswitha Sinz ist Leiterin der Abteilung „Interessenvertretung und Beratung" des Verbands der Wohnungswirtschaft Rheinland Westfalen e. V.

Braucht Wohnen den öffentlichen Raum?

Auf den ersten Blick könnte man entgegnen: Warum? Planer unterscheiden zwischen dem privaten, dem halböffentlichen und dem öffentlichen Raum. Für den öffentlichen Raum ist die öffentliche Hand zuständig. Unternehmen, die sich um das Wohnen kümmern, kümmern sich um den Wohnraum und um das private Wohnumfeld, möglichst mit Stellplatz – mithin also ums Private. Und damit liegen sie im Trend, denn die zunehmende Bedeutung des Privaten ist offensichtlich. Im Rahmen des gesellschaftlichen Wandels wird mehr und mehr von Individualisierung und Rückzug ins Private gesprochen. Macht dies also Wohnen aus? Fühlt sich die Wohnungswirtschaft nur fürs Private verantwortlich?

Freiraum als Wohnqualität

Nein, im Gegenteil. Das Wohnen und seine Beziehung zum öffentlichen Raum, vor allem das Wohnen in der Stadt, sind Themen, die von der Wohnungswirtschaft seit Jahren verstärkt verfolgt werden. Die im VdW Rheinland Westfalen organisierten Mitgliedsunternehmen sind der Überzeugung, dass starke Städte die Wohnungswirtschaft brauchen – und umgekehrt. Hinter den auf strategische Allianzen abzielenden Kooperationen steht als zentraler inhaltlicher Schwerpunkt die Stärkung des Wohnens in der Stadt. Und um das Wohnen attraktiver zu machen, muss der Freiraum in der Stadt gestärkt werden. Denn Wohnen, insbesondere städtisches Wohnen, braucht den Freiraum. Wird er vernachlässigt – und das war in den vergangenen Jahren leider zu häufig der Fall –, trägt dies entscheidend dazu bei, dass Menschen der Stadt den Rücken kehren.

Wohnen ist mehr als das sprichwörtliche Dach über dem Kopf. Das Produkt Wohnen verlangt gerade auch vor dem Hintergrund zukünftiger sozialer Entwicklungen zusätzliche Qualitäten. So diskutiert die Wohnungswirtschaft im Hinblick auf das Älter-Werden der Bevölkerung oder die Singularisierung und Individualisierung seit längerem Angebote für spezielle Dienstleistungen. Gilt – im Hinblick auf den Freiraum – die Ausstattung mit einem Balkon, einem Stück Garten oder einer gestalteten Hof- und Spielfläche mittlerweile als selbstverständlich, so wird der öffentliche Freiraum, der Platz als notwendiger Bestandteil von Stadtqualität, im Vergleich dazu eher abstrakt diskutiert. Die Beziehung ‚privates Wohnen' und ‚öffentlicher Platz' steht noch nicht im Fokus der Wohnungswirtschaft. Je mehr sich jedoch die Wohnungswirtschaft als wichtiger Partner lebenswerter Städte und der Stadtgesellschaft versteht, um so mehr rücken Wechselwirkungen in den Vordergrund.

Neue Formen städtischen Wohnens

Städtisches Wohnen bedeutet heute und besonders in NRW hauptsächlich Wohnen zur Miete oder in Genossenschaften. Wohnen im Eigentum wird als städtische Wohnform erst gerade wieder (neu) entdeckt. Dabei wird noch zu häufig die Wohnform des Umlands kopiert. Um genügend privates Wohnumfeld und Freiraum bieten zu können, werden dann in flächen- und kostensparender Bauweise Häuser mit kleiner Grundfläche gewählt. Ein großzügiges verdichtetes, mehrgeschossiges Wohnen in qualitativ hochwertiger Form hingegen ist architektonisch und städtebaulich (noch) wenig erprobt. Das Argument, dass Kunden diese Wohnform nicht nachfragen, gilt wenig angesichts mangelnder guter Angebote.

Bei verdichtetem, mehrgeschossigen Wohnungsbau kommt dem Freiraum in Form öffentlicher Plätze besondere Bedeutung zu – als simpler alltäglicher Aufenthaltsraum: um sich auszuruhen, zwanglos zu unterhalten, zu spielen, sonnen und lesen, Kaffee zu trinken, andere Menschen zu sehen und zu beobachten, als Treffpunkt für Jugendliche.

Diese Art Nutzung klingt banal. Sie ist aber eine enorm wichtige Ergänzung des städtischen Wohnens, die weitgehend verloren gegangen ist und weder durch private noch durch halböffentliche Freiräume, etwa Innenhöfe, ersetzt werden kann.

Freiräume für alle Stadtbewohner

- Plätze gewinnen für die wachsende Zahl älterer Menschen an Bedeutung, die in ihrer Beweglichkeit eingeschränkt sind, aber am öffentlichen Geschehen teilnehmen wollen und können. Sie brauchen wohnungsnahe öffentliche Plätze, die u. a. Sicherheit, ein gewisses Maß an Sauberkeit und Sitzgelegenheiten bieten.
- Plätze gewinnen für Städte zunehmend an Bedeutung, die gerne Familien als Bewohner halten oder (wieder-)erreichen möchten. Denn Plätze sind beliebte Treffpunkte für Eltern, die hier ihre spielenden Kinder ganz beiläufig beaufsichtigen können. Notwendige Gänge zum Einkaufen, zu den Behörden u. a. können auf attraktiv gestalteten Plätzen zum Unterhalten, zum Austausch alltagsnotwendiger Informationen, für kleine Erholungspausen etc. auf angenehmste Art unterbrochen werden.

Stellt man sich die Stadt als Summe vieler guter Nachbarschaften vor, können funktionierende öffentliche Plätze an den Schnittstellen der Nachbarschaftsräume den Übergang aus dem Privaten in die Öffentlichkeit ermöglichen und die Teilhabe am öffentlichen Geschehen sichern.

- Plätze sind wichtig für Jugendliche, die sich dort – in gewünschter Distanz von ihren Aufsichtspersonen (oder auch mangels ausreichendem Raum in der elterlichen Wohnung) – treffen, um z. B. gemeinsame Unternehmungen zu planen.
- Plätze gewinnen stark an Bedeutung für Menschen mit anderem Kulturhintergrund, die den öffentlichen Raum viel selbstverständlicher nutzen. Migranten stellen einen zunehmenden Anteil städtischer Bevölkerung dar.

Platzgestaltung ohne Prätention

Für all diese Gruppen – so meine durchaus auch persönlich geprägte Meinung aus empirischer Beobachtung der Nutzung öffentlicher Räume und aus unmittelbarer Erfahrung als Bewohnerin des Zentrums einer Großstadt – genügen kleine, unprätentiös ausgestattete öffentliche Plätze mit Einsicht und Übersicht. Sie sollten wohnungsnah in der Stadt verteilt sein. Sie sollten nicht quasi nebenbei Abstellplatz für Sammelcontainer sein oder mit öffentlichen Sanitäranlagen verstellt werden. Die Wohnungsnähe macht dies obsolet. Abhängig von der Größe des Platzes und dem Einzugsbereich sollten kleine Café- oder Bistrobetriebe Gelegenheiten zum Verweilen bieten. Insbesondere ältere Menschen benötigen auch Sitzgelegenheiten (keine Kunstobjekte), ohne den Zwang verzehren zu müssen.

Ein paar Bäume sollten Schatten bieten. Ein Brunnen und/oder eine in ihrer Gestaltung einfache, aber die Phantasie und Bewegung herausfordernde Skulptur reichen als „Möblierung", zur Entspannung oder als Herausforderung des Spieltriebs. Aufgabe öffentlicher Plätze ist es nicht, das Wohn- oder Spielzimmer zu ersetzen. Plätze sollten Freiräume bieten.

Öffentliche Plätze müssen im Übrigen nicht ständig belebt und voller Menschen sein. Dem Stadtbewohner können sie bei guter Gestaltung (d. h. weniger ist mehr) auch ein ruhender Pol im hektischen Treiben und der alltäglichen Bilderflut der Städte sein.

Die Wohnungswirtschaft auf Plätzen

Nicht nur aus der Sicht der Kunden bieten öffentliche Plätze wertvollen Nutzen für die Wohnungswirtschaft. Als auf die Nachfrager zugehender Akteur nutzt die Wohnungswirtschaft selbst den öffentlichen Raum und vor allem Plätze, um sich als Ansprechpartner anzubieten – sowohl größere, zentrale Plätze als auch mehr siedlungsbezogene, wohnungsnahe Plätze. Letztere werden z. B. für Mieterfeste u. ä. genutzt, die sich großer Beliebtheit erfreuen und als Instrument der Kundennähe fest etabliert haben. Im Sinne von „Nachbarschaften bilden" und „Nachbarschaften festigen" scheint es sinnvoll, in die Öffentlichkeit zu gehen und nicht auf eigenem Gelände (mit Hemmschwellen) zu bleiben.

Rückbau als Chance

In der Schrumpfung und dem Umbau unserer Städte sehe ich eine große Chance, solche Freiräume wieder zu schaffen, neu zu beleben und zu gestalten. Öffentliche und vor allem wohnungsnahe Plätze können die städtische Wohnqualität reizvoll erhöhen. Der Zwang zur sparsamen Mittelverwendung lässt hoffen, dass sie gestalterisch nicht überformt werden. Dennoch sollten die alltäglichen Platzfunktionen für die Stadtgesellschaft ausreichend erforscht werden, bevor irgendetwas gebaut, rückgebaut oder eingerichtet wird. Und die Nutzerbeteiligung in direkter oder indirekter Form, die Erforschung und Berücksichtigung von Kundenwünschen sollte dabei selbstverständlich sein.

Kostenpartnerschaften

Auch Plätze ziehen Folgekosten nach sich, wenn sie stets attraktiv bleiben wollen. Die für die Stadtgesellschaft hohe Bedeutung des öffentlichen Raums sollte nicht durch sogenannte Privatisierungsmodelle unterlaufen werden. Neue Modelle von Partnerschaften im Sinne der Übernahme von z. B. Ordnungspartnerschaften zur Platzpflege oder Patenschaften für Bäume und Brunnen, die Gründung von Stiftungen für öffentliche Plätze und anderes mehr sind denkbar, wenn die Städte finanziell Freiraum gewinnen wollen und müssen.

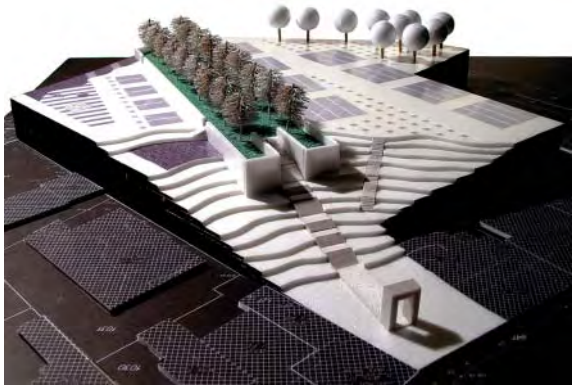
Plädoyer für Nachbarschaft

Wohnungsnahe öffentliche Plätze sind von großem Nutzen für das städtische Wohnen. Umso mehr erstaunt, dass diese Plätze in der Regel stark vernachlässigt werden. Das öffentliche wie auch fachbezogene Augenmerk gilt immer noch zu oft zuerst den zentralen, repräsentativen Plätzen mit ihrer politischen und sozialen, stadträumlichen und kulturellen Dimension und oft auch Handelsfunktion. Es sind in der Summe aber eben auch die kleinen Plätze, die Städte ausmachen. Gerne in einer Stadt wohnen heißt ganz wesentlich auch „sich in seiner Nachbarschaft wohl fühlen". Stellt man sich die Stadt als Summe vieler guter Nachbarschaften vor, können funktionierende öffentliche Plätze an den Schnittstellen der Nachbarschaftsräume den Übergang aus dem Privaten in die Öffentlichkeit ermöglichen und die Teilhabe am öffentlichen Geschehen sichern. Die Wohnungswirtschaft wird ihren Beitrag dazu leisten, dass den Quartiersplätzen künftig die ihnen gebührende Bedeutung zugemessen wird.

Platz für jeden ...

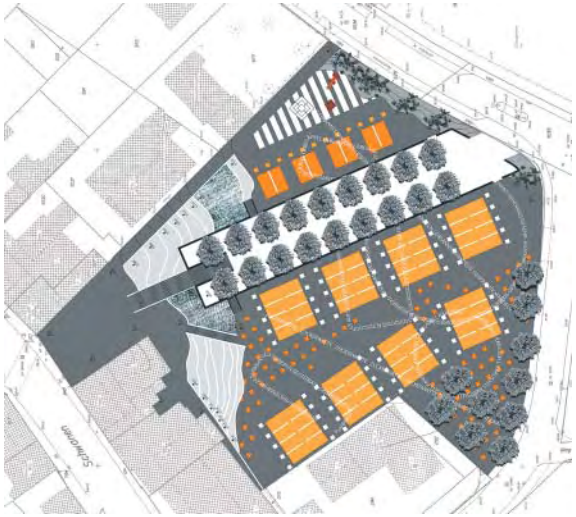
Christa Reicher

Prof. Dipl.-Ing. Christa Reicher lehrt an der Universität Dortmund, Abteilung Städtebau und Bauleitplanung, und ist Partnerin im Architekturbüro rha reicher haase architekten, Aachen



Aus einem Parkplatz wird wieder ein Stadtplatz.

„Schwanenplatz" in Wermelskirchen | Kostulski - Reicher - Schittek
Workshop-Verfahren 1. Preis | in Realisierung



Wenn es darum geht, welche Auffassung wir als Architekten und Stadtplaner von einem idealen Platz haben, dann sind wir uns meist schnell einig: Nichts geht über den Campo von Siena! Aber warum eigentlich? Auf dem Campo ist immer etwas los. Man trifft sich zu jeder Tages- und Nachtzeit, um einen Cappuccino oder einen Grappa zu trinken und der umtriebigen Geschäftigkeit nachzuschauen, um diesen allseitig mit prächtigen Fassaden eingefassten Raum zu genießen oder um sich einfach auf der schrägen Fläche einmal in der Sonne auszustrecken. An jeder Stelle dieses Raums hat man das Gefühl, mitten auf dem Platz zu sein.

Warum lässt sich diese Idealvorstellung von lebendigem öffentlichen Raum heute nicht einfach planerisch umsetzen? Die Krise, in die der öffentliche Raum geraten ist, wäre dann behoben. Doch so einfach ist das – leider – nicht.

In der Analyse sind wir uns schnell einig:

- Der öffentliche Raum ist „zugemüllt" worden. Es scheint beinahe so, als müssten wir die Heimeligkeit der Privatsphäre (mit Pflanzkübeln, Sitzhockern, Blumenbeeten, Hoppelpferdchen ...) auch in der Öffentlichkeit herstellen. Die Angst vor der leeren Fläche ist erstaunlich, dabei könnte gerade der leere Raum so wohltuend sein.
- Der öffentliche Raum ist zunehmend privatisiert worden. Mit dem Zeigefinger haben wir auf die amerikanischen Modelle der Privatisierung von öffentlichen Räumen gezeigt und die sozialen Konsequenzen angemahnt. Dabei sind wir kaum besser als unsere amerikanischen Kollegen.

Wir müssten doch eigentlich viel Erfahrung in der Planung von öffentlichen Räumen haben, denn über Jahrhunderte hinweg gehörte das Entwerfen von Straßen und Plätzen zu den ureigensten Aufgaben der Stadtplanung und der Baukunst. Die Vorstellungen von der Beschaffenheit des idealen Platzes waren klar: Seine Maße groß genug, um die Vollversammlung aufzunehmen, doch auch wieder nicht zu groß, damit der Redner überall deutlich zu vernehmen sei.

Wie selbstverständlich sind früher – im Einklang mit angenehmen Proportionen, einer spürbaren Dramaturgie des Raumes und einem deutlichen Gestaltwillen – öffentliche Räume entstanden. Mit dem wesentlichen Unterschied, dass der städtische Raum zugleich ein Ort des wirtschaftlichen, des politischen und kulturellen Handelns war. Er war – ohne Abgrenzung – Vorfeld des Wohnens, Arbeits- und Verkehrsfläche für Handwerk und Handel, ließ Platz für Passanten, Reiter und Fahrzeuge. Auf alten Bildern bewundern wir dieses Miteinander, und heute reisen wir weit, um wieder fremde Märkte und bunte Gassen erleben zu können. Auch heute gibt es genügend Anlässe, Feste zu feiern, politische Demonstrationen abzuhalten, wirtschaftlichen Austausch zu praktizieren, aber die Orte, an denen dies heute stattfindet, sind nicht unbedingt identisch mit dem öffentlichen Raum.

Die Gesellschaft war früher längst nicht so differenziert wie heute und nicht in diesem Maße in Teilöffentlichkeiten zerfallen. Der Individualverkehr hat insbesondere die Straßen immer mehr zu Verkehrstrassen umfunktioniert und die Aufenthaltsqualität eingeschränkt. Die kommerziellen Interessen des Einzelhandels haben den städtischen Raum zu Vorzonen von Läden und Geschäften umfunktioniert und den Konsum in den Vordergrund rücken lassen.

„Was auch immer Raum und Zeit für eine Bedeutung annehmen, Ort und Ereignis bedeuten mehr ... Der Raum bietet keinen Ort und die Zeit keinen Augenblick ... Mach aus jedem einen Ort; eine Fülle von Orten aus jedem Haus und jeder Stadt ..."
Aldo van Eyck

Die Reflexion hat stattgefunden, die Analyseergebnisse sind eindeutig. Erklärtes Ziel der Politik, der Bürgermeister, Baudezernenten und Planer ist die Wiederbelebung der Innenstädte. Der öffentliche Raum ist ein elementarer Baustein dieses Anliegens.

An dieser Stelle wenden die Skeptiker ein, dass die Krise des öffentlichen Raums wesentlich in gesellschaftlichen Entwicklungen zu suchen sei, und diese ließen sich nicht einfach verändern. Hinzu gesellt sich die Befürchtung, bei den virtuellen Öffentlichkeiten, die die neuen Technologien in Form von Datenräumen und digitalen Netzwerken ermöglichen, erübrige sich das ortsbezogene Erleben. Beides trifft nicht ganz zu: Denn gesellschaftliche Entwicklungen lassen sich sehr wohl beeinflussen. Gerade gesellschaftliches Leben, das in öffentlichen Räumen stattfindet, hat eine direkte Rückwirkung auf unsere Gesellschaft. Ebenso machen die neuen virtuellen Welten reale Aktivitäten nicht überflüssig, im Gegenteil, sie machen die Notwendigkeit von tatsächlichen, realen Begegnungen deutlich. Zu diesem Schluss kommen auch Planungstheoretiker wie Ursula Paravicini von der Universität Hannover: „Als privilegierte Orte der sozialen Interaktion und Kommunikation, als Orte einer zukunftsgerichteten Urbanität erhalten die öffentlichen Räume strategische Bedeutung für die Zukunft der Städte."

Welchen Beitrag können wir als Planerin und Planer zur Behebung der Krise des öffentlichen Raums leisten? Wir müssen deutlich machen, dass der öffentliche Raum ein Ort der Übereinkunft verschiedener Interessen ist. Zu oft werden lediglich private Anliegen und Auffassungen artikuliert und positive Planungsansätze verhindert. Bürgerversammlungen sind dann oft eine „Realitätsdusche", die den Widerspruch zwischen dem gestalterischen Anliegen an den öffentlichen Raum einerseits und persönlichen Interessen andererseits zutage fördern.

Wenn wir bis dahin der Meinung waren, dass Bäume im urbanen Kontext Aufenthaltsqualität fördern und Sympathieträger sind, werden wir jetzt belehrt, dass Bäume lästiges Laub abwerfen und dass am besten auf sie verzichtet werden sollte. Wenn wir bis dahin dachten, über einen breiteren Bürgersteig würden sich die Stadtbewohnerin und der Stadtbewohner freuen, hören wir jetzt, dass der Straßenquerschnitt und die Fahrbahnbreiten möglichst erhalten bleiben sollen. Wenn wir bis dahin geglaubt haben, gegen eine Umgestaltung eines unsäglichen Parkplatzes zu einem vielseitig nutzbaren Stadtraum könnte nichts einzuwenden sein, müssen wir jetzt feststellen, dass der Parkplatz – auch wenn er nur selten genutzt wird – vielen doch wichtiger ist. Solche Äußerungen und Diskussionen sind zugleich Ausdruck einer mangelnden Kommunikation von Planung und einer fehlenden Vision des zukünftigen Stadtraums. Wir müssen als Architekten und Planer über effektivere Formen der Vermittlung von Planung nachdenken, insbesondere bei Planungsaufgaben von hohem öffentlichen Interesse. Eindrucksvolle Bilder können von der Vision des zukünftigen Stadtraums und seinen angedachten Qualitäten überzeugen.

Öffentlicher Raum ist …

... eine gesellschaftliche Angelegenheit

Der öffentliche Raum war früher im Wesentlichen Lebensraum, Plätze auf denen man lebte, Straßen durch die man ging. Er war zugleich ein notwendiges Dazwischen unterschiedlicher Gruppen, die Raum für gemeinsames Handeln suchten und diesen im städtischen Raum fanden. Heute gibt es genügend eigens für diese speziellen Bedürfnisse geschaffene Räume, sodass die öffentlich zugänglichen Orte überflüssig erscheinen. Gerade diese Möglichkeitsräume stellen aber auch noch heute, ohne die konkrete Bedarfsnachfrage, wichtige Orte dar, um unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen zusammenzubringen.

„Stadtterrasse" in Gevelsberg | rha reicher haase architekten + lad
Wettbewerb 1. Preis | in Realisierung

„Der von der Einbildungskraft erfasste Raum kann nicht der indifferente Raum bleiben, der den Messungen und Überlegungen des Geometers unterworfen ist. Er wird erlebt. Und er wird nicht nur in seinem realen Dasein erlebt, sondern mit allen Parteinahmen der Einbildungskraft." Gaston Bachelard

... eine funktionale Angelegenheit

Die viel geschätzte Funktionsmischung städtischer Strukturen ist von monofunktionalen Nutzungsstrukturen, insbesondere vom Handel, abgelöst worden. Diese Funktionsentmischung schmälert die Entwicklungschancen von Leben in der Stadt und im öffentlichen Raum. Um einen lebendigen öffentlichen Raum entstehen zu lassen, müssen wir für angrenzende Nutzungen an den Rändern sorgen, die diesen Raum beleben.

Im Stadtraum treffen die verschiedensten Nutzungsansprüche aufeinander. Während für die einen der Erhalt der Parkplätze das wichtigste Anliegen ist, steht bei den anderen die Aufenthaltsqualität an erster Stelle. Öffentlicher Raum darf nicht von einseitigen Nutzungsinteressen bestimmt, von kommerziellen Interessen determiniert werden, er muss vielfältige Optionen offen lassen. Die vielfach verbreitete Angst vor der leeren Fläche erscheint, gerade vor dem Hintergrund einer anzustrebenden Nutzungsvielfalt, eher unbegründet.

... eine kulturelle Angelegenheit

Viele Städte haben heute wieder entdeckt, dass sich die öffentlichen Räume in besonderer Art und Weise dazu eignen, kulturelle Veranstaltungen (Konzerte, Open-Air-Kino, ...) in einem besonderen Flair stattfinden zu lassen. Die temporäre Belebung mit Veranstaltungen prägt ein neues Bewusstsein, eine veränderte Wahrnehmung von Räumen. Über konkret definierbare Gebrauchskriterien hinaus kann der Stadtraum uns ansprechen, berühren, bewegen. Und dies sowohl aufgrund seiner räumlichen Qualitäten als auch aufgrund der hier stattfindenden Aktivitäten und Ereignisse.

... eine gestalterische Angelegenheit

Mit den Verweisen auf gesellschaftliche Veränderungen, die funktionalen Zwänge und den Verlust der traditionellen Stadt hätten wir genügend Argumente, welche Voraussetzungen für einen funktionsfähigen öffentlichen Raum geschaffen werden müssten, bevor gestalterische Maßnahmen greifen. Doch weder diese kausale Abfolge noch die hieraus ablesbare Wertigkeit existieren in dieser Form. Ein attraktiv gestalteter Platz kann wieder – ausgelöst allein durch seine angenehme Raumwirkung – zu einem Anziehungspunkt in der Stadt werden.

Eine wichtige Ebene der Gestaltung ist dabei das Fördern von Identität. Der historische Marktplatz, der durch erhöhtes Verkehrsaufkommen zum Parkplatz umfunktioniert worden ist, kann heute wieder zum Marktplatz werden und traditionelle Gesetzmäßigkeiten in der Gestaltung aufgreifen. Dieser bewusste Ortsbezug mit ästhetischen Elementen, die aus der Historie des Ortes geboren sind, kann auf eine sehr selbstverständliche Art und Weise Identität stiften, einen unverkennbaren Ort entstehen lassen.

Ein neuer Ort kann zu einem Anziehungspunkt im Stadtteil werden und vielfältige Nutzungen zulassen | „Stadtteilplatz Stiepel" in Bochum | rha reicher haase architekten | Gutachterverfahren 1. Preis

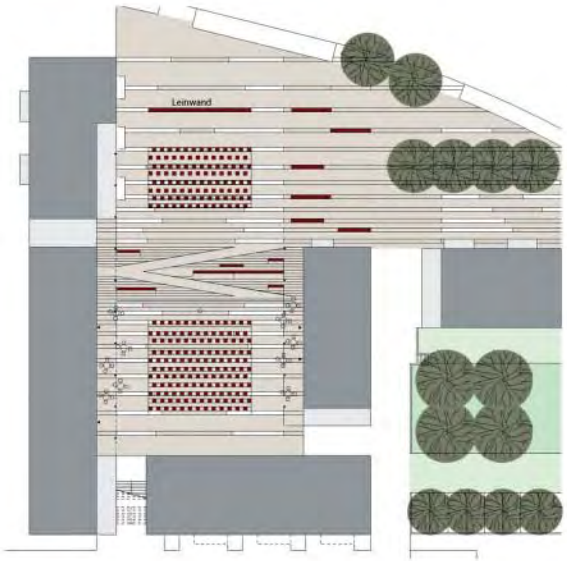
... eine ökonomische Angelegenheit

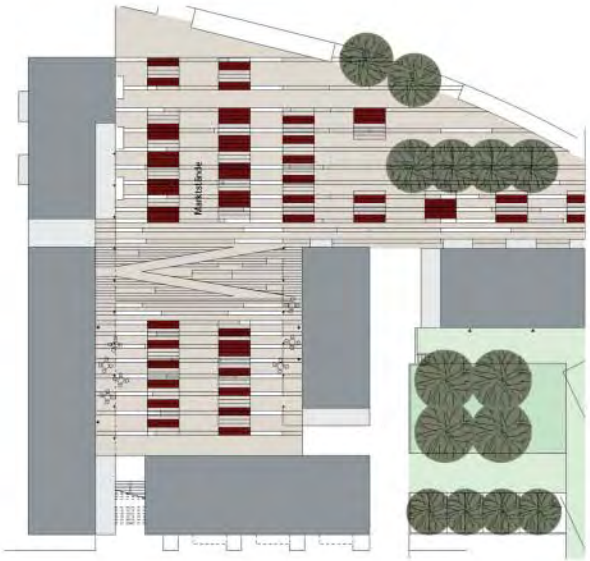
Im Konkurrenzkampf der Städte um mehr Anziehungskraft im regionalen und überregionalen Kontext spielt die Attraktivität der öffentlichen Räume eine nicht unwesentliche Rolle. Die Aufwertung des öffentlichen Raums muss natürlich begleitet werden von privaten Maßnahmen zur Verbesserung der Stadtgestalt, ansonsten wird der notwendige Effekt nicht erzielt. Synergieeffekte zwischen öffentlichen und privaten Investitionen sind notwendig, damit eine gestalterische Aufwertung sich ökonomisch im Sinne einer Kaufkraftsteigerung niederschlägt.

Die Erwartungen an Planer und Architekten im Umgang mit öffentlichem Raum sind komplex und vielfältig. Der planerische Umgang mit dem öffentlichem Raum erfordert eine intensive Auseinandersetzung mit den genannten Themen. Das Eintreten in einen Dialog mit den Akteuren ist eine unabdingbare Voraussetzung dafür, einen lebendigen, attraktiven Stadtraum zu schaffen. Architekt und Planer müssen es verstehen, die unterschiedlichen Interessen zu bündeln, die verschiedenen Anforderungen miteinander abzustimmen, ein klares Bild einer gestalterisch-räumlichen Vision vor Augen zu haben und dieses dann auch noch anschaulich vermitteln zu können. Nur dieses umfassende Verständnis von öffentlichem Raum gewährleistet, dass als Ergebnis von Planung lebendige Räume entstehen.

Die Utopie des öffentlichen Raums ist nicht der Ort, der noch gedacht werden muss; geplant ist er schon, wie die ausgezeichneten Projekte des Landeswettbewerbs „Stadt macht Platz – NRW macht Plätze" zeigen. Nun muss er nur noch gebaut werden. Dann können wir vielleicht wieder vom „Campo" auch in unseren Städten sprechen.

Nutzungsvarianten des neuen Stadtteilplatzes Stiepel





Reanimation | Platzgestaltung – eine Kulturgeographie

Auszüge aus einem Interview mit Boris Podrecca

Ich liebe die romanische Kultur mit ihren Sonnen und Schatten oder die byzantinisch-slawische mit Alabaster, Onyx und Transluzidität, und auch die Disziplin des deutschsprachigen Denkens. Ich kann mich nicht zu einem eleganten Minimalisten reduzieren oder einem sauberen Protestanten, meine Vielfalt schleppe ich natürlich mit. Es ist ein enger Kulturraum, in dem ich diese Plätze und Straßen plane, wo ich mich bemühe, sie einerseits vom regionalen Mief zu befreien, sie andererseits aber auch in einem weiter gefassten Kontext zu stabilisieren.

…

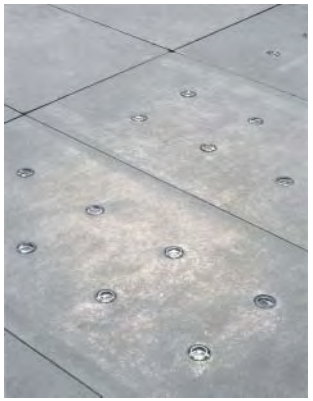
Ich hüte mich aber vor einem multikulturellen Begriff wie bei Claudio Magris, das stört mich. Ich bevorzuge hier James Joyce, dessen Ulysses für mich ein wunderbares Beispiel ist. Es ist ein Konstrukt, eine Straße, eine Stadt – aber jederzeit kann man von anderswo hinein- oder hinausgehen. Die großen Mitteleuropäer für mich waren immer Joyce oder Italo Svevo, die davon träumten, über den Horizont hinauszusegeln und vielleicht reich zurückzukehren. Sie übten nicht diese Vor-Ort-Multikulturalität. Das ist analog dazu auch meine Strategie, wie ich Plätze oder Straßen gestalte. … Alle allgemeinen Thesen helfen mir in meinem Raum wenig, etwa die Phänomene der Verschiebung der Stadt in Lagos oder Schlagwörter wie Multiplicity, Mutations und Hybridization und die vielen kleinen Rem Koolhaase, die man mit ihrem Esperanto heute von Holland bis Zagreb und von Belgien bis Belgrad und Mailand findet – das ist zeitversetzt die gleiche Art von Utopien wie von Le Corbusier. Charmante Thesen, analytisch präzise, was mir auch gefällt. Aber wenn ich dann sehe, wie diese Leute in ihrer eigenen Stadt etwas gestalten müssen, dann sind sie mit diesen Theorien verloren und schaffen nichts Griffiges – es wird gestottert.

…

Wenn ich Stadtraum mache, dann interessieren mich etwa die spezifischen Gerüche. Mich interessiert, was ich vorfinde und nicht, dass ich mit Konfektion reagiere, sondern einen Maßanzug liefere. … Primär interessiert mich die Festigung des Spezifischen der europäischen oder mitteleuropäischen Stadt.

Piazza XXIV Maggio | Cormons

Hauptplatz | Motta di Livenza

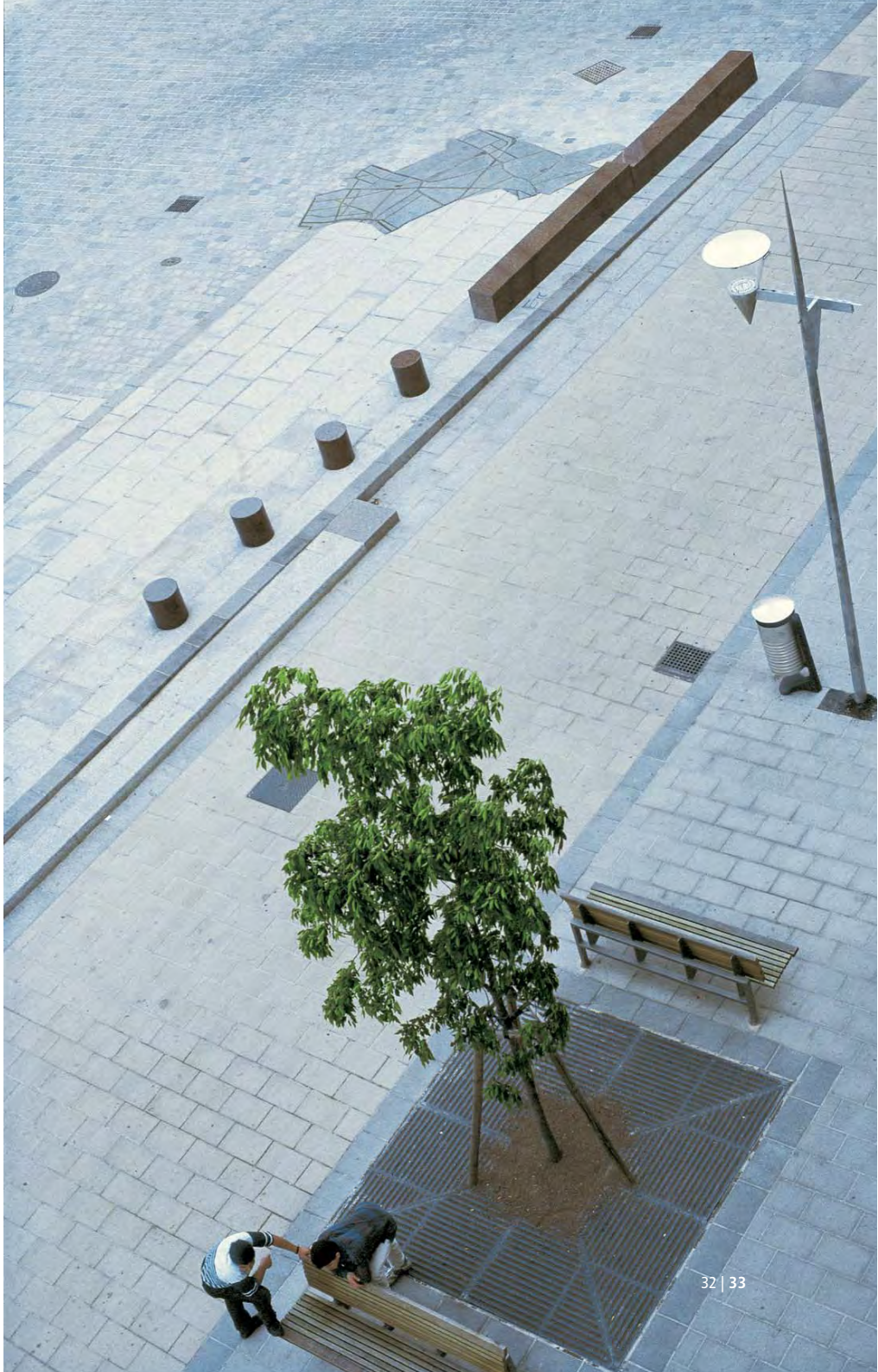


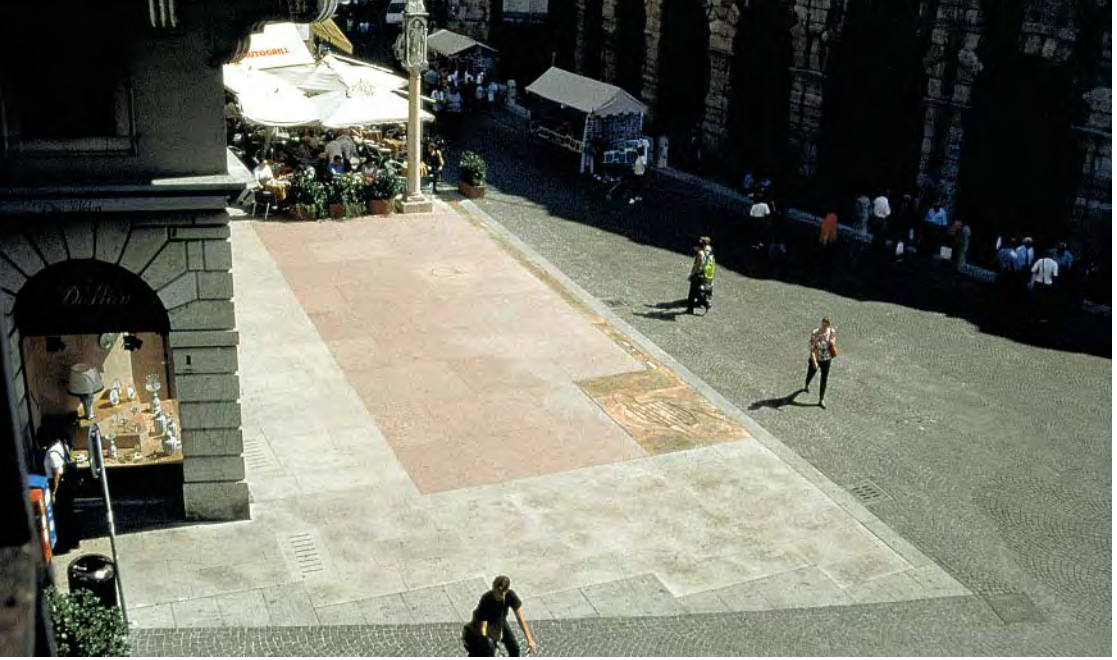
Prof. Boris Podrecca (Architekt und Bildhauer) lebt und arbeitet in Wien und lehrt seit 1988 an der Universität Stuttgart. Boris Podrecca war Vorsitzender der Jury des NRW-Platzwettbewerbs 2003

Es gibt glücklicherweise eine Gegenbewegung, je mehr die Globalisierung und das Konfektionelle fortschreitet. Als Architekt bemühe ich mich um die Akzentuierung der Unterschiede. Die Differenz interessiert mich viel mehr als das Verbindende. … Gibt es noch Lokalkolorit und Identitätsträger, die für einen spezifischen Ort in besonderer Weise eingesetzt werden können? Diese Strategie versuche ich zu verfolgen, da ich den europäischen Stadtraum immer noch auf eine Art für resistent halte, wie ich es nicht in Atlanta oder Tokio finden kann. Ich bemühe mich, der Entdichtung des Lokalkolorits im europäischen Stadtraum entgegenzusteuern, wobei ich nicht einschätzen kann, ob das reaktionär, zukunftsträchtig oder zeitgemäß ist.

Leipziger Platz | Wien

Meidlinger Hauptstraße | Wien





Via Mazzini | Verona

Piazza Unità | Triest

Es geht aber natürlich nicht um die Rekonstruktion des traditionellen öffentlichen Raums. Die Postmoderne hat uns viele an künstlichen Rekonstruktionen geliefert. Ich verwende aber lieber den Begriff der Reanimation. Wenn ich zum Beispiel einen Brunnen gestalte, dann will ich von ihm nicht nur Wasser haben. … Ich möchte, dass er ein Dreiklanginstrument ist und auch Akustik, Geräusch liefert. Petrarca hat zum Beispiel über Geruch und Geräusch der Plätze geschrieben und diese immateriellen Dinge für bedeutend empfunden.

…

Wir sind verurteilt zum Gehen, wir können nicht fliegen wie Ikarus und Dädalus. Aber in unseren in Italien neu gekauften Mokassins gehen wir leider meist nur auf europäischem Asphalt. … Früher hat man beispielsweise in der nordischen Stadt Granit eingesetzt und Loos hat bei Knize den Labrador verwendet – schwedischen Granit. Beispiele für die schöne Welt der Monochromie, während man im Süden polychrom gehandelt hat, mit Intarsien, Inkrustationen, Sonnenuhren und anderen Instrumenten im Boden. Durch Zeiterscheinungen wie Verschmutzung und mit den Brüsseler Normen, den vorgeschriebenen Fugen und dem gesamten Normdiskurs, der kein Qualitätsdiskurs mehr ist, kann ich im Grunde genommen nur mehr Granit verwenden. Wenn ich eine gute Oberfläche der Stadt garantieren will, bin ich zur Monochromie verdammt, denn es gibt kaum polychromen Granit. …

Die Loos´sche Frage erscheint wieder, was einem Architekten denn mehr bedeutet, ein Kilo Gold oder ein Kilo Stein? Mit diesen Parametern haben wir es zu tun. Ohne Selbstmitleid empfinde ich mich in solchen Fragen oft als letzter Mohikaner, der sich mit Rhythmus beschäftigt, mit Kontrapunktion, glatter und rauer Fläche. Es stellt sich die Frage, ob die kulturgeographische Strategie, die ich anwende, auch Zukunft haben wird oder ein Dinosaurier ist. …

Mir fehlt im öffentlichen Raum, wo es so viele Bilder und Abziehbilder gibt, der Hintergrund, die Tiefe und das, was ich Gewichte nenne. Die tradierte Stadt hatte das, es gäbe unzählige Beispiele dafür. Wir sprechen hier über die Qualitäten und Machbarkeit des öffentlichen Raums, aber nirgends wird Platzgestaltung unterrichtet. Wir haben territoriale Politik, Urbanismus en gros – zum Beispiel das Ruhrgebiet, wie verwandeln wir die kaputte Industrie von Thyssen und Krupp in einen Park der Sinne? Und es wird Siedlungswesen gelehrt, Architektur und Bauwerk und Stilkunde. Aber der weiche Körper der Stadt dazwischen, das Feminine im epischen Feld der Stadt, der öffentliche Raum, wird nicht behandelt.

(Auszüge aus einem Interview mit Boris Podrecca in: Boris Podrecca „Offene Räume – Open Spaces" | Hg. Matthias Boeckl, Wien/New York 2004)

Rathausplatz | St. Pölten

Marktplatz | Ottensheim

Wettbewerbe im Wettbewerb
Zweistufiges Wettbewerbsverfahren im Plätzeprogramm Nordrhein-Westfalen

Ulrich Hatzfeld

Wie sieht eigentlich ein idealer Platz aus? Welche Plätze müssen wir heute bauen, um für morgen etwas „Typisches für unsere Zeit" zu schaffen?
So lange es Städtebau gibt, wird über Plätze diskutiert, phantasiert und auch lamentiert. Dabei haben sich die Zeiträume, innerhalb derer Stadtplätze ihr Gesicht und ihre Aufgabe verändern, immer mehr verkürzt. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts waren Plätze noch weitgehend symmetrische „Schmuckplätze". In der nächsten Entwicklungsphase, etwa ab Beginn des 20. Jahrhunderts, wurde die Gestaltung eher strenger, schmuckloser und funktionaler; gleichwohl orientierten sich die Entwürfe noch an Barock- und Biedermeier. Nach 1945 wurden dann viele Plätze dem drängenden Autoverkehr geopfert. Mit der Einrichtung von Fußgängerbereichen ab den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts wurden viele Plätze dann nochmals umgestaltet.

Was den gegenwärtigen Umgang mit Plätzen anbetrifft, sind alle Diskussionspositionen gut besetzt. Einige fordern eine Revitalisierung historischer Platzformen und -folgen; vor allem auch deshalb, weil die überkommenen Plätze für sie so etwas wie die „Essenz des Städtischen" darstellen: Mittel- und Bezugspunkt der europäischen Stadt schlechthin. Andere wiederum betonen die unersetzbare funktionale Bedeutung von Plätzen. In der Tat verfügen auch die neueren Erscheinungsformen der Plätze über die Fähigkeit, viele unterschiedliche Funktionen zu bündeln und zu überlagern. Dann gibt es schließlich die sehr Kritischen, die – mit demselben emotionalen Elan – die „alten Plätze" für tot erklären und neue Kommunikationsstrukturen im virtuellen Raum fordern. Mit der Kommerzialisierung und der Privatisierung des öffentlichen Raums verschwinde auch der Wesensgehalt von städtischen Plätzen.

Man kann leicht den Eindruck gewinnen, dass über städtische Plätze schon alles einmal gesagt wurde. Dennoch ist das Thema nicht am Ende. Warum?

1. Die Geschichte des Platzes wird vermutlich nie zu Ende geschrieben

Wenn das Thema Stadtplatz – positiv betrachtet – ein städtebauliches Evergreen darstellt oder – negativ gesehen – ein Thema ist, das nicht sterben kann, gibt es dafür vermutlich mehrere Gründe.

So greift die These des generellen Funktionsverlustes von Stadtplätzen zu kurz. Sicher ist es zutreffend, dass auf städtischen Plätzen nicht mehr so viel gehandelt und promeniert wird wie vor vielleicht 50 oder 100 Jahren. Aus dieser Tatsache jedoch zu schließen, dass auch die Beweggründe, die zur Herausbildung von Plätzen geführt haben, heute nicht mehr relevant sind, ist dagegen falsch. Denn die menschlichen Bedürfnisse ändern sich wesentlich langsamer als dies Werbestrategen oder Modedesigner zuweilen unterstellen. Auch heute noch gibt es ein Bedürfnis danach, zu sehen und gesehen zu werden, zu präsentieren und zu repräsentieren und das Unbekannte im bekannten Rahmen des sicheren öffentlichen Raumes zu finden.

Auch wenn einige Funktionen wie etwa die Markt- und Kommunikationsfunktion schwächer geworden sind, nehmen gleichzeitig andere funktionale Dimensionen an Bedeutung zu. Zu denken ist etwa an die Bereiche Sport (z. B. Inline-Skating), Kultur (z. B. Freilicht-Kino, öffentliche Konzerte oder Theatervorstellungen), Volksfeste (z. B. Secondhand- und Flohmärkte, Gastronomiefeste) und öffentliches Grün (z. B. neue Parks und Gärten). Das, was häufig etwas abfällig als Festivalisierung von Stadt bezeichnet wird, spielt sich fast ausschließlich auf Plätzen ab.

Schließlich eröffnen auch technische Innovationen immer wieder neue funktionale und gestalterische Optionen. Man denke etwa an die neuen Möglichkeiten, die sich mit dem Einbau von Tiefgaragen ergeben haben. Dasselbe gilt sinngemäß für neue infrastrukturelle Ausstattungselemente von Plätzen, die in den letzten Jahrzehnten immer mehr miniaturisiert wurden.

Gestalterische Alternativen ergeben sich schließlich auch aufgrund der Verfügbarkeit neuer Baustoffe bzw. -materialien. Stadtplätze, so kann man zusammenfassen, bleiben also interessant – insbesondere dann, wenn sie im Mittelpunkt der Städte liegen: positiv gesehen als Image tragendes „lokales Ereignisfeld", negativ gesehen als eine städtebauliche Situation mit vielen Problemen. Denn Stadtplätze sind nicht selten

- in einem schlechten Pflegezustand und
- baulich/funktional „in die Jahre" gekommen.

Ein grundsätzliches Problem entsteht allerdings erst dann, wenn es für die alte Fragestellung Platz keinen neuen Antworten mehr geben sollte.

Dr. Ulrich Hatzfeld ist Gruppenleiter Stadtentwicklung im Ministerium für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport des Landes NRW

2. Der Wettbewerb „Stadt macht Platz – NRW macht Plätze"

Der Wettbewerb „Stadt macht Platz – NRW macht Plätze" hat den unverhohlenen Zweck, der Diskussion um das städtebauliche Grundelement „Platz" in Nordrhein-Westfalen einen neuen Impuls zu geben. Es geht um neue Ideen und neue Sichtweisen. Im Mittelpunkt steht dabei der Versuch, Platzgestaltung und -nutzung umfassend und als Prozess zu verstehen. Das heißt konkret, den Entwicklungszyklus des Platzes – mit den Stufen Defizitanalyse, Ideenphase, Bürgermitwirkung, gestalterische Konzeption, Bauausführung, Nutzung über eine lange Zeitperiode, Anpassung an veränderte Anforderungen, Neukonzeption oder Umwandlung – als Einheit zu begreifen. Ziel ist also nicht (allein) die Ermöglichung eines „genialen Entwurfs", sondern auch die Berücksichtigung des Gedankens, wie der Platz wohl in 20 Jahren aussehen und genutzt werden könnte.

Ein weiterer Schwerpunkt des Wettbewerbs liegt auf neuen Ideen zur „Bespielung von Plätzen" bis hin zur Idee des „Intendanten für den öffentlichen Raum". Allerdings geht es dabei nicht, wie zuweilen unterstellt wird, um eine Verstärkung der (kommerziellen und ohnehin schon intensiven) Nutzung von Plätzen, sondern ausschließlich um eine bewusste Planung der Nutzung im Sinne einer kulturellen Bereicherung des öffentlichen Raums.

Von anderen Ideenwettbewerben unterscheidet sich der Landeswettbewerb vor allem durch seine Umsetzungsorientierung. Das Land hat zugesagt, bis zu 50 Plätze in ihrer tatsächlichen Realisierung zu begleiten und – soweit im Rahmen des Haushalts möglich – mit Mitteln der Städtebauförderung zu unterstützen. Als Ergebnis der beiden ersten Runden des Wettbewerbs wurden bereits 17 Arbeiten ausgewählt, mit deren Realisierung zum Teil bereits begonnen wurde.

3. Eine neue Wettbewerbsstruktur

Bei dem Landeswettbewerb „Stadt macht Platz – NRW macht Plätze" handelt es sich nicht um ein konventionelles Wettbewerbsverfahren, in dem für eine bestimmte städtebauliche Aufgabenstellung und einen bestimmten Standort optimale Lösungen gesucht werden. Der Landeswettbewerb zielt dagegen auf beispielgebende Lösungen für bestimmte räumliche Situationstypen und für bestimmte typische Städtebauaufgaben. Vor allem kommt es darauf an, möglichst kreative und anspruchsvolle Lösungen für das Gesamtspektrum der Planungsaufgabe Platzgestaltung zu finden.

In Abweichung zu den beiden vorangegangenen Wettbewerbsverfahren wird das neue Verfahren zweistufig verlaufen:

- Für die erste Wettbewerbsphase muss zunächst nur ein Konzept eingereicht werden, in dem die Zielsetzung und das „Programm" für einen zu gestaltenden bzw. zu entwickelnden Platz dargestellt werden. Zum anderen soll von den Wettbewerbsteilnehmern verdeutlich werden, welches (Qualifizierungs-)Verfahren für den konkreten Anwendungsfall sinnvoll und erforderlich ist.

Die Städte und Gemeinden reichen eine Konzeptskizze ein, in der folgende Fragen beantwortet werden:

- Wo befindet sich der Platz im städtebaulichen, sozialen, ökologischen, ökonomischen und historischen Kontext der Stadt, wie ist er im Verhältnis zu anderen öffentlichen Räumen einzuordnen?
- Welche Veränderungen strebt die Kommune mit der Weiterentwicklung des Platzes an, welche Nutzung und gestalterische Richtung will sie ihm in Zukunft geben?
- Wie wird die Kommune auf dem Weg zur Realisierung des Platzentwurfes die Anlieger und Nutzer des Platzes einbinden (z.B. Zukunftswerkstatt, Charrette, …)?
- Welches Verfahren wird für die Realisierungsphase vorgeschlagen (z.B. offener, begrenzt offener Wettbewerb, kooperative Verfahren…)? Die vorgeschlagenen Verfahren sollten sich, soweit sie die städtebauliche Realisierung beschreiben, an den Maßgaben der „Regeln für die Auslobung von Wettbewerben auf den Gebieten der Raumplanung, des Städtebaus und des Bauwesens" (RAW 2004) orientieren.

Die Einreichung bereits fertiger Platzentwürfe in der ersten Phase ist ein Ausschlusskriterium.

Die eher konzeptionell gehaltenen Unterlagen sind Gegenstand der ersten Bewertungsrunde. Die Jury wählt solche Arbeiten aus, die im Hinblick auf die Wettbewerbskriterien besonders viel versprechend sind. Ferner entwickelt die Jury ein Votum zu dem von den Wettbewerbsbeiträgen jeweils vorgeschlagenen Konkretisierungs- und Qualifizierungsverfahren und deren möglicher Förderung durch den Auslober im Rahmen der Städtebauförderung.

- Die in der ersten Wettbewerbsphase ausgewählten Arbeiten werden im nächsten Schritt (mit dem von der Gemeinde vorgeschlagenen Verfahren) zu detaillierten Konzepten weiterentwickelt und als ausformulierter Entwurf in die zweite Wettbewerbsrunde eingebracht. Sie sind dann – ähnlich wie beim bisherigen Verfahren – Gegenstand der abschließenden Jurierung. Wie bei den beiden bisherigen Wettbewerbsrunden besteht dabei das Ziel, die prämierten Entwürfe – im bekannten Verfahren der Städtebauförderung – tatsächlich umzusetzen.

Gefragt sind innovative Lösungen sowohl für die Umgestaltung eines bestehenden Platzraums als auch für die Schaffung neuer Plätze. Ferner können Konzepte zur Verbesserung bestehender Raumfolgen durch gestalterische Maßnahmen wie etwa Begrünung und Lichtkonzepte oder künstlerische Lichtinszenierungen eingereicht werden. Schließlich können auch Konzepte für die Belebung eines Stadtraums prämiert werden.

Mit dem zweistufigen Verfahren sollen kommunikative oder experimentelle Planungsprozesse stärker gewichtet und gewürdigt werden, ohne das Ziel einer qualitativ hochwertigen Gestaltung zu vernachlässigen.

Außerdem soll mit dem Verfahren erreicht werden, dass in der ersten Stufe zunächst Ideen und Innovationen im Vordergrund stehen. Die zweite Stufe soll sich eher auf die Umsetzbarkeit und die Konkretisierung dieser innovativen Ansätze konzentrieren.

Worin bestehen die Erwartungen an das zweistufige Verfahren? Zunächst soll die Schwelle für eine Teilnahme am Wettbewerb gesenkt werden. Vor allem in der ersten Wettbewerbsphase haben die Städte und Gemeinden einen sehr geringen Aufwand; es werden keine detaillierten und graphisch aufbereiteten Gesamtkonzepte verlangt, sondern lediglich eine gute Bestands- und Aufgabenanalyse sowie erste konzeptionelle Perspektiven. Natürlich verbindet sich damit auch die Hoffnung, in der ersten Phase ein möglichst großes Maß an Innovation zu erreichen.

Wenn eine große Zahl von Eingangsbewerbungen erreicht wird, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass möglichst viele aktuelle Problemtypen der Platzgestaltung thematisiert werden.

Qualifizierungskosten und -aufwendungen ergeben sich in einem solchen Verfahren nur bei solchen Projekten, die über eine relativ hohe Umsetzungswahrscheinlichkeit verfügen.

Schließlich zielt die Zweiteilung des Verfahren darauf, auch die Qualifizierungsinstrumente des Städtebaus – in Zusammenhang mit den jeweiligen Problemtypen – in Konkurrenz zueinander zu stellen (Angemessenheit, Reichweite, Bürgerbeteiligung …).

Mit der Neustrukturierung des „Plätzewettbewerbs in Nordrhein-Westfalen" sind viele Herausforderungen verbunden – für die teilnehmenden Fachleute und Kommunen, aber auch für die Jury. Gleichwohl wird man nach Umsetzung dieses Verfahrens weitere Hinweise auf die Fortentwicklung des Wettbewerbsinstrumentariums haben.

2003

Auszeichnungen

Ahaus | Innenstadtplätze
Arnsberg | Werler Straße/Mendener Straße
Herford | Museumsplatz
Herten | Otto-Wels-Platz
Kempen | Concordienplatz
Köln | Workshop Via Culturalis
Wesseling | Rheinbraunplatz

Belobigungen

Bielefeld | Bethelplatz
Waltrop | Industrieplatz

Empfehlung

Herne | Cranger Kirmesplatz

Ahaus | Innenstadtplätze

Mit dem Bau einer innerstädtischen Entlastungsstraße bieten sich für die Innenstadt von Ahaus in funktionaler und gestalterischer Hinsicht neue Entwicklungsmöglichkeiten. Der Bereich Wallstraße kann eine neue Funktion als innerstädtischer Aufenthaltsraum übernehmen. Die neu gestalteten öffentlichen Räume erhalten Nutzungsprioritäten, bleiben jedoch für die verschiedensten Aktivitäten nutzbar. Bestehende Nutzungsschwerpunkte wie Einkaufsbereich, Gastronomiestandort etc. werden ausgebaut, in untergenutzten Zonen werden neue Aktivitäten installiert.

Die einzelnen städtischen Räume bieten sehr unterschiedliche Raumeindrücke. Das Konzept arbeitet ihren Charakter heraus und verklammert sie über grüne Akzente und Wasser (Wasserstele, Brunnen, Fontänenfeld) miteinander.

Insgesamt entstehen 5 neue attraktive Platzräume:

- die „Grüne Stadtlandschaft Wallstraße", in der eine Neubebauung die typische kleinteilige Baustruktur der Innenstadt fortführt,
- der zentrale Einkaufsbereich Marktstraße wird mit einem Lichtkonzept und einem „Stadtteppich" neu akzentuiert,
- der Kirchplatz – die Hauptfassade der Kirche wird wieder freigestellt und eine Brunnenanlage mit Wasserstelen installiert,
- der von gastronomischer Nutzung bestimmte Oldenkottplatz wird von einem Baumdach überstanden, die Hinführung zum Schloss wird gestalterisch akzentuiert,
- der Rathausplatz, der heute keine klare räumliche Fassung aufweist, wird durch neue Raumkanten akzentuiert und gewinnt Aufenthaltsqualität.

Die Jury lobte den Entwurf als „ambitionierte, gestalterisch geglückte Neuordung der Innenstadt ... Das kraftvolle Gesamtkonzept liefert beispielhafte Ansätze zur Stabilisierung des zentralen Einkaufsbereichs, die in Schritten realisiert werden können."

Gesamtplan Innenstadtkonzept Ahaus

Entwurf
rha · reicher haase architekten
Aachen

Nachtplan Rathausplatz

Perspektive Rathausplatz

Detailplan Wallstraße

Detailplan Rathausplatz

Arnsberg | Werler Straße/Mendener Straße

Entwurf:
StadtArt Dortmund
Planquadrat Dortmund

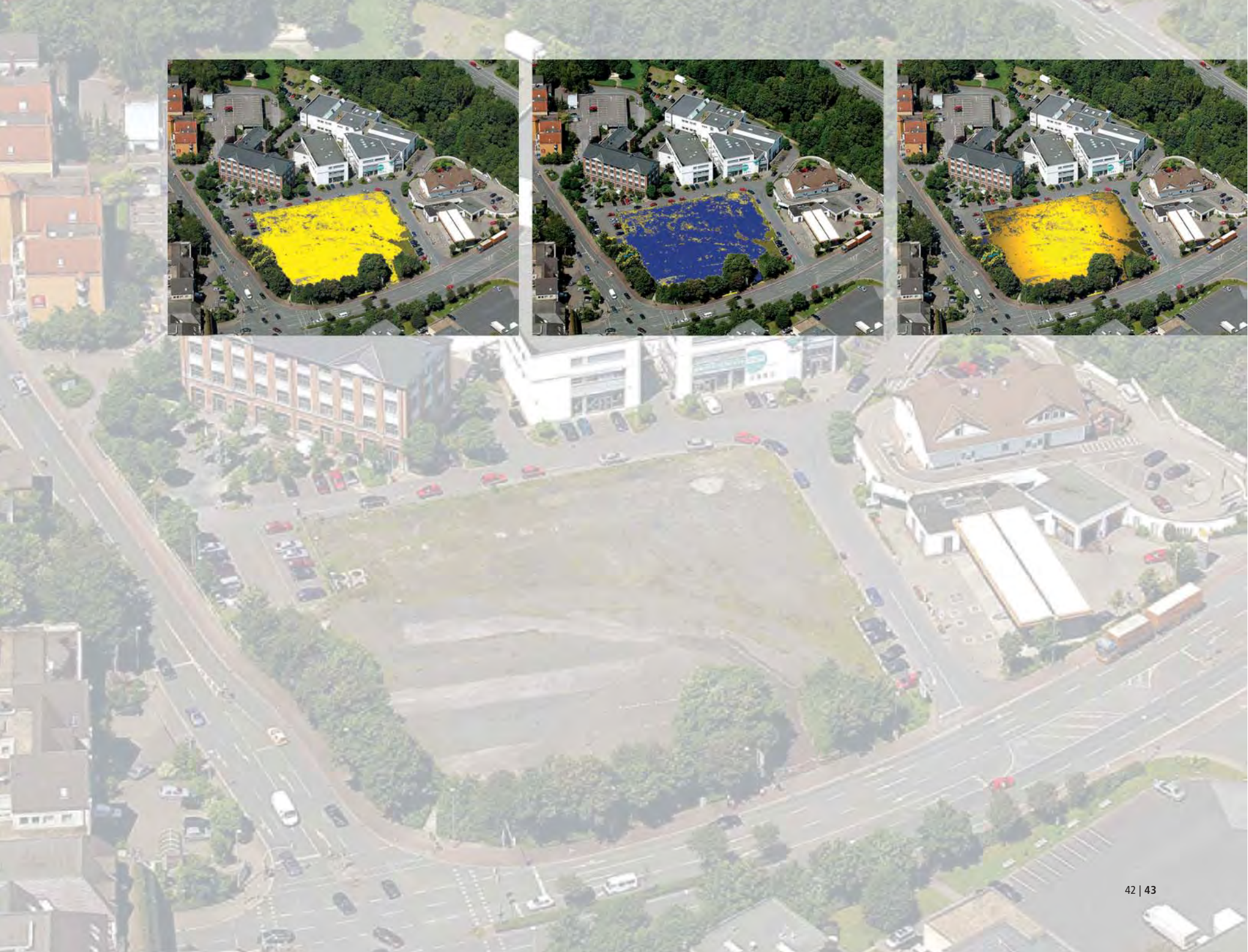
Das ehemalige Fabrikgelände am Innenstadtrand ist seit den 1980er Jahren als Parkbrache untergenutzt. Alle Versuche, den Ort über ein Leuchtturmprojekt – Kino, Hotel, Gastronomie oder Einzelhandel – wieder an die Innenstadt anzubinden, sind bisher gescheitert.

Mit einer temporären Platzgestaltung will die Stadt auf diese vergessene Fläche aufmerksam machen und ihr neuen Wert verleihen. Die temporäre Gestaltung ist eine Möglichkeit zur Verringerung der mit der Brachfläche verbundenen Entwicklungshemmnisse (z. B. für Außengastronomie). Gerade temporären Aktionen kann es gelingen, „Unorte" fokusartig ins Blickfeld zu rücken und dadurch positive Entwicklungsimpulse auszulösen. Heute, angesichts des enormen Veränderungs- und Modernisierungsdrucks, dem der Stadtraum permanent ausgesetzt ist, scheint das Temporäre zunehmend nicht mehr die Ausnahme, sondern die Regel zu sein. Ein besonders geeignetes, da nicht sehr aufwändiges Mittel für eine temporäre Gestaltung sind aufeinander folgende, publikumsattraktive Bepflanzungsaktionen.

Um die notwendige starke Außenwirkung zu erzielen, werden flächendeckende, in der Blütezeit farb- und leuchtintensive Pflanzen gewählt. Winterraps im Frühjahr, blaue Phacelia im Sommer und Sonnenblumen im Spätsommer verwandeln die Fläche für die Dauer eines Jahres in einen leuchtenden, weithin sichtbaren Farbfleck. Diese sehr öffentlichkeitswirksame temporäre Inszenierung einer Brachfläche könnte der Einstieg in die Wiedergewinnung eines Stücks Stadtraum sein.

In ihrer Urteilsbegründung hebt die Jury hervor, dass die Stadt „mit wenig Aufwand und viel Effekt, auch Werbeeffekt ... Aufmerksamkeit auf ein Stück Stadt und darüber hinaus auf das Anliegen der Gestaltung des öffentlichen Raums richtet" und spricht dem Projekt als temporäre Maßnahme Vorbildcharakter zu.

Die Möglichkeiten der jahreszeitlichen Bepflanzung: Raps, Büschelschön, Sonnenblumen



Herford | Museumsplatz

Entwurf:
Archimedes GmbH, Herford
Dipl.-Ing. Reinhold Nickles
freier Architekt BDA
Jan Hoet, künstlerischer Direktor
MARTa

Kunstinstallationen auf dem „Laufsteg der Kunst"

Auf einer Industriebrache am Rand der historischen Innenstadt Herfords, zwischen Bahnhof und Aa, entsteht zur Zeit ein internationales Zentrum für die Vermittlung zwischen Design und Kunst: MARTa. Es soll der ostwestfälischen Möbel- und Möbelzulieferindustrie als Branchenkompetenzzentrum dienen, darüber hinaus aber Querverbindungen zu künstlerischen, wissenschaftlichen und sozialen Perspektiven fördern. Mit der Beauftragung des amerikanischen Architekten Frank O. Gehry sowie Jan Hoets (u. a. verantwortlich für die Documenta IX, 1992) für die künstlerische Leitung des Hauses wurden deutliche Zeichen für Qualität im europäischen und Weltmaßstab gesetzt.

Die Gestaltung des öffentlichen Raums und die Vernetzung des „neuen" Quartiers mit dem Stadtraum ist integraler Bestandteil des Projekts. Der neu anzulegende Museumsplatz ist dabei Element einer Platzfolge – der Verbindung von Schillerplatz, Bahnhofsvorplatz, Wilhelmsplatz und Museumsplatz, die durch künstlerische Gestaltung, das Konzept ARTlink, miteinander verknüpft sind. Gestalterisches Thema ist die künstlerische Auseinandersetzung mit dem spezifischen Ort und seiner Funktion im Stadtgefüge. Erstes ARTlink in dieser Kette soll die Verbindung zwischen Schillerplatz und Museumsplatz durch einen „Laufsteg der Kunst" sein. Hierzu hat der italienische Künstler Luciano Fabro bereits einen Entwurf geliefert.

Der Museumsplatz befindet sich gleich gegenüber dem Museumsvorplatz und dem Haupteingang des MARTa. Er soll als „Freiluft-Foyer" dienen, wo Kunst öffentlich und zufällig erlebt werden kann, als neutrale Fläche für temporäre Installationen und als Außenraum für Zielgruppenveranstaltungen, etwa der Museumspädagogik. In dieser Funktion, der Ausweitung der Kunst in den öffentlichen Raum bzw. der Auseinandersetzung mit Kunst im öffentlichen Raum, sieht die Jury die besondere Preiswürdigkeit des Projekts. Der Museumsplatz sei in Verbindung mit dem benachbarten Gehry-Bau ein „wichtiger Baustein für die Attraktivitätssteigerung der Innenstadt".

Herten | Otto-Wels-Platz

Entwurf:
wbp Landschaftsarchitekten, Bochum
mit
Dorothee Bielfeld, Bochum

In Folge des Baus eines neuen Einzelhandelszentrums auf der Fläche des ehemaligen Stadtbades wurde eine funktionale und gestalterische Neuordnung der angrenzenden Freiräume notwendig. Dazu gehörte insbesondere eine Klärung und Neustrukturierung der Wegeverbindungen. Der in einem konkurrierenden Verfahren siegreiche Entwurf sieht vor, Schlosspark, City und östliche Stadtgebiete nach dem Prinzip eines Reissverschlusses durch Achsen („Stadtachse" und „Parkachse") miteinander zu verzahnen.

Zentrales Element der Neuordnung ist der Otto-Wels-Platz, der bislang keine nennenswerte Funktion im Stadtgefüge ausübte. Er soll durch Neudefinition und Neugestaltung sozialer und kultureller Aktionsraum werden und als Gelenk zwischen Innenstadt und Schlosspark dienen.

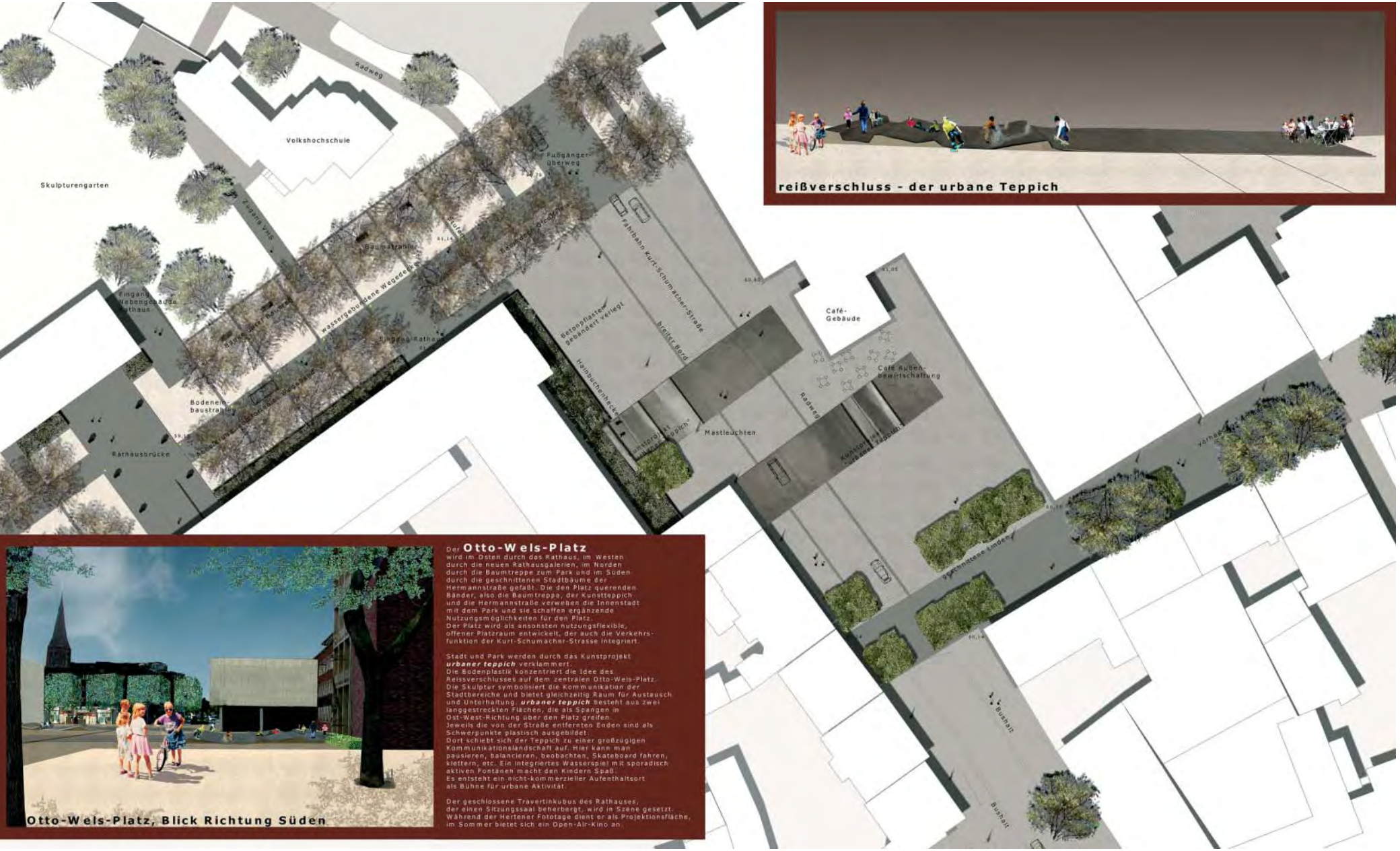
Der im Osten und Westen durch das Rathaus und die Rathaus-Galerien gefasste Platz erhält nach Süden und Norden neue, grüne Raumkanten: eine Baumtreppe zum Park im Norden und eine Reihe geschnittener Linden in einem Basaltband im Süden. Zusammen mit dem Kunstprojekt „gestreift" verbinden vier Bänder Innenstadt und Park.

Die Bodenplastik „gestreift" erinnert an einen zusammengeschobenen Teppich. Sie bildet eine großzügige „Kommunikationslandschaft" aus, in die verschiedene Sitzmöglichkeiten und Wasserspiele integriert sind. Es entsteht ein nutzungsflexibler, offener Platzraum, in den die Verkehrsfunktion der Kurt-Schumacher-Straße integriert werden konnte. Der geschlossene Travertinkubus des Rathaus-Sitzungssaals wird im Rahmen der Platzgestaltung als Projektionsfläche während der Hertener Fototage oder als Open-Air-Kino neu in Szene gesetzt. Die Jury würdigt am Entwurf vor allem „die konsequente Verknüpfung der Hertener Innenstadt mit dem Schlosspark zu einem hochwertig gestalteten öffentlichen Raum".

Herten 1912: Park und Stadt ohne Bezug. Der Schlosspark, der „umzäunte Park" hatte keinen Bezug zum Ortskern Hertens, da er Privatbesitz war. Die beiden an den Park grenzenden Flurstücke des damaligen Amtshauses und der Parkgasse ermöglichten später (ab 1974) die Verbindung zwischen Stadt und Park.

Herten 2002 – Park und Stadt werden miteinander verwoben: Schlosspark und Stadt werden durch differenziert ausgebildete Achsen verwoben. Orientierung und Auffindbarkeit der Orte werden optimiert.

Schnittansicht Baumtreppe: Der Zugang zum Park wird inszeniert. Ein Baumbestand mit Baumarten mit einer bizarren Kronenform und leuchtenden Herbstfärbung führt vom Otto-Wels-Platz zum Schlosspark. Der Niveausprung wird in Form einer komfortablen Lauftreppe überwunden. Die angrenzenden Eingänge werden über „Brücken" angebunden.



reißverschluss - der urbane Teppich

Otto-Wels-Platz, Blick Richtung Süden

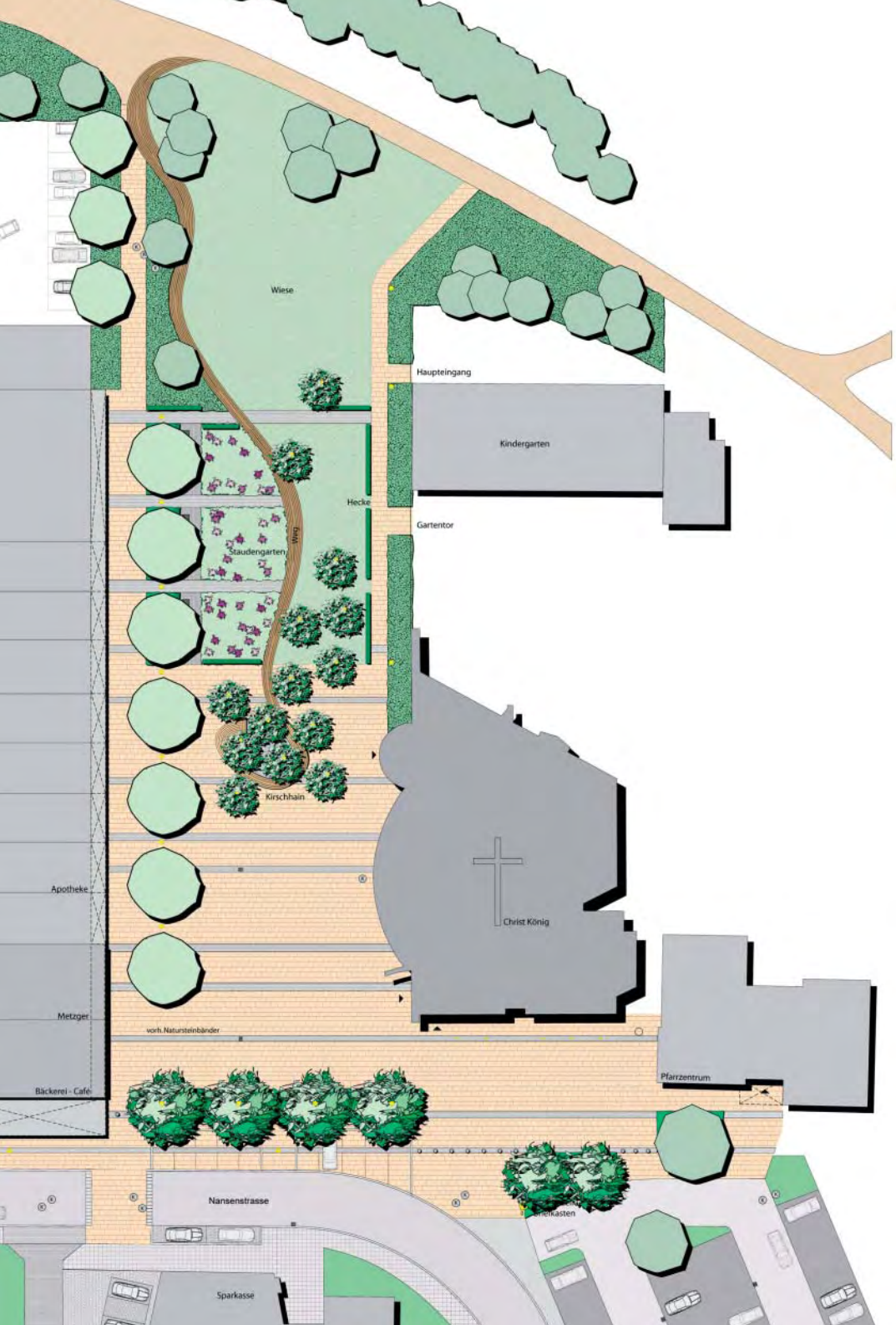
Der **Otto-Wels-Platz** wird im Osten durch das Rathaus, im Westen durch die neuen Rathausgalerien, im Norden durch die Baumtreppe zum Park und im Süden durch die geschnittenen Stadtbäume der Hermannstraße gefaßt. Die den Platz querenden Bänder, also die Baumtreppe, der Kunstteppich und die Hermannstraße verweben die Innenstadt mit dem Park und sie schaffen ergänzende Nutzungsmöglichkeiten für den Platz.
Der Platz wird als ansonsten nutzungsflexible, offener Platzraum entwickelt, der auch die Verkehrsfunktion der Kurt-Schumacher-Strasse integriert.

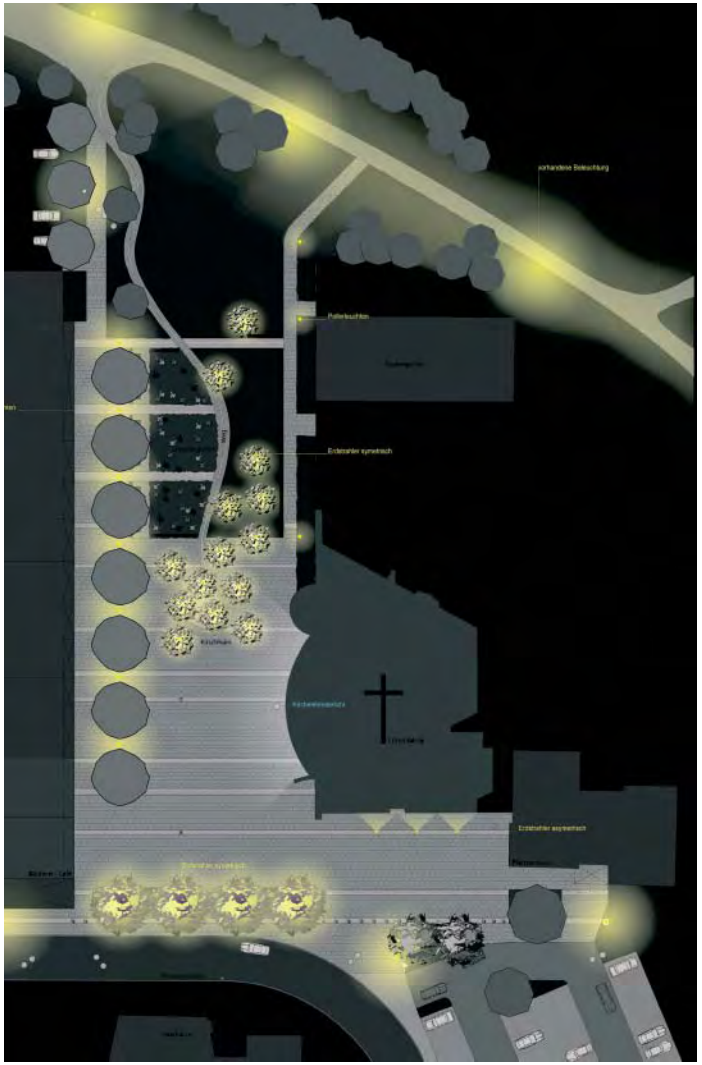
Stadt und Park werden durch das Kunstprojekt ***urbaner teppich*** verklammert.
Die Bodenplastik konzentriert die Idee des Reissverschlusses auf dem zentralen Otto-Wels-Platz. Die Skulptur symbolisiert die Kommunikation der Stadtbereiche und bietet gleichzeitig Raum für Austausch und Unterhaltung. ***urbaner teppich*** besteht aus zwei langgestreckten Flächen, die als Spangen in Ost-West-Richtung über den Platz greifen.
Jeweils die von der Straße entfernten Enden sind als Schwerpunkte plastisch ausgebildet.
Dort schiebt sich der Teppich zu einer großzügigen Kommunikationslandschaft auf. Hier kann man pausieren, balancieren, beobachten, Skateboard fahren, klettern, etc. Ein integriertes Wasserspiel mit sporadisch aktiven Fontänen macht den Kindern Spaß.
Es entsteht ein nicht-kommerzieller Aufenthaltsort als Bühne für urbane Aktivität.

Der geschlossene Travertinkubus des Rathauses, der einen Sitzungssaal beherbergt, wird in Szene gesetzt. Während der Hertener Fototage dient er als Projektionsfläche, im Sommer bietet sich ein Open-Air-Kino an.

Gestaltungsplan

Kempen | Concordienplatz





Gesamtkonzept und Lichtplan

Concordienplatz heute

Entwurf:
Burkhard Damm
Garten- und Landschafts-
planung, Tönisvorst

Der Concordienplatz wurde als räumlicher und funktionaler Mittelpunkt des 60er-Jahre-Stadtteils „Neue Stadt Kempen" für ca. 8.000 Einwohner geplant. Die einheitlich orthogonale Bebauungsstruktur des Stadtteils – Einfamilienhäuser und Geschosswohnungsbauten – ist eingebettet in einen freifließenden Grünraum. Der Platz wird städtebaulich geprägt durch eine ein- bis zweigeschossige Ladenzeile auf der westlichen Platzseite, die östliche Platzwand wird dominiert von der Hauptfassade der Pfarre Christ König. Nach Norden geht der Platz in den zentralen Grünzug des Stadtteils über.

Am Concordienplatz befindet sich bis heute ein Großteil der Infrastruktureinrichtungen des Stadtteils. Leerstände und Downtrading-Prozesse sorgen jedoch für Probleme.

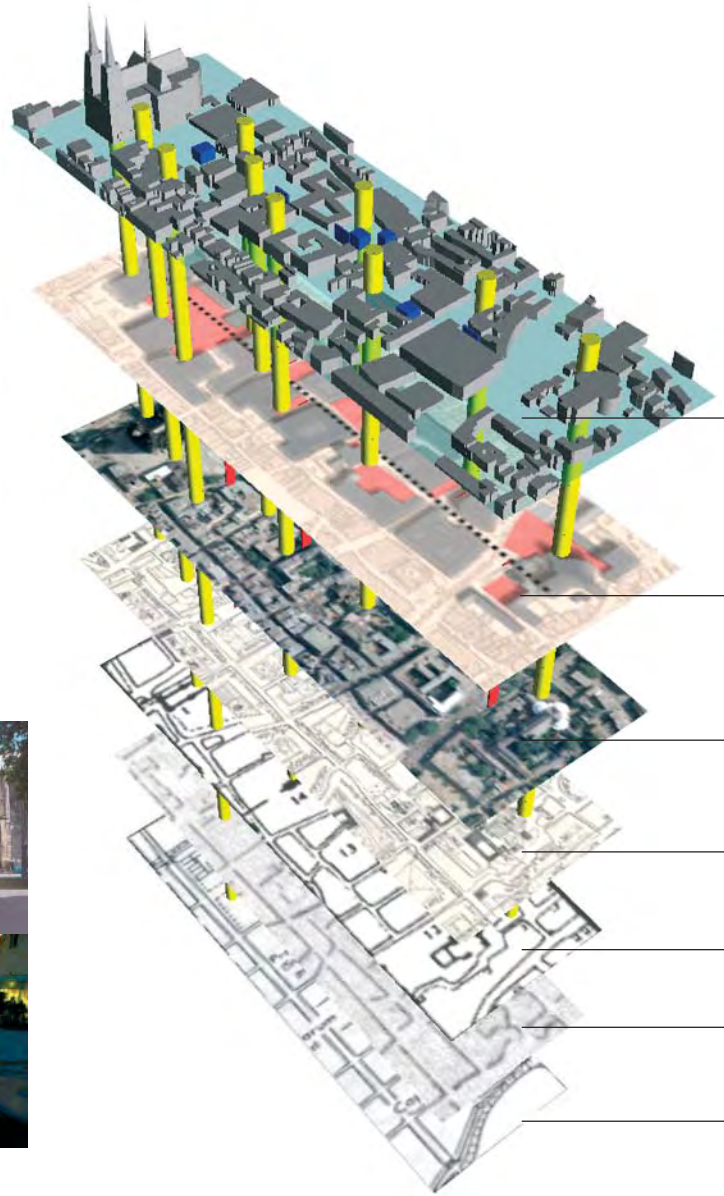
Mit einer städtebaulichen und architektonischen Neufassung soll der Platz seiner Funktion als Mittelpunkt des Stadtteils wieder gerecht werden. Nach Westen und Süden wird der Concordienplatz durch Baumreihen gefasst. Der preisgekrönte Entwurf setzt vor allem auf mehr Aufenthaltsqualität. Die Freiräume sollen unterschiedlichen Aktivitäten und Außengastronomie Platz bieten. Die überdimensionierte Platzfläche wird durch Hereinführung des zentralen Grünzugs in den Platz räumlich neu gestaltet.

So entsteht eine gestufte Raumfolge, von einer relativ naturbelassenen Wiese im zentralen Grünzug über einen streng formalen Staudengarten, der den Übergang zwischen Freiraum und Stadtraum markiert, bis hin zur städtisch geprägten Teilfläche im Süden.

Verbindendes Element und Blickfang ist ein frei geführter gepflasterter Fußweg, der am südlichen Ende seinen Abschluss in einer Sitzskulptur findet. Ein Lichtkonzept sorgt für den Jahreszeiten entsprechende Stimmungsbilder und ergänzt die baulichen Maßnahmen.
Die Jury prämiert mit dem Concordienplatz vor allem auch „... eine beispielhafte Auseinandersetzung mit dem Maßstab von Platzräumen".

Schnitt Concordienplatz, Blick auf Ladenzeile

Köln | Workshop Via Culturalis



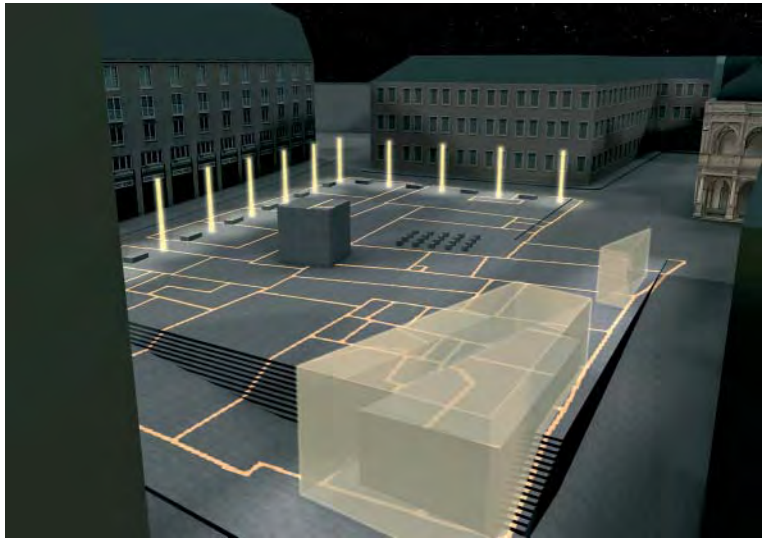
Plätze, die (Ge-)schichten erlebbar machen

Rückgrat der Kölner Kulturachse „Via Culturalis" ist die Straßenverbindung zwischen Dom und St. Maria im Kapitol, an der neben den berühmten Kirchen insgesamt elf historisch bedeutsame Plätze sowie Museen von Weltruf liegen. In der Vergangenheit sind die Plätze ihrer Bedeutung entsprechend sorgfältig gestaltet worden: durchweg mit Natursteinmaterial gepflastert und in Material, Beleuchtung und Möblierung einer einheitlichen Gestaltungslinie unterworfen.

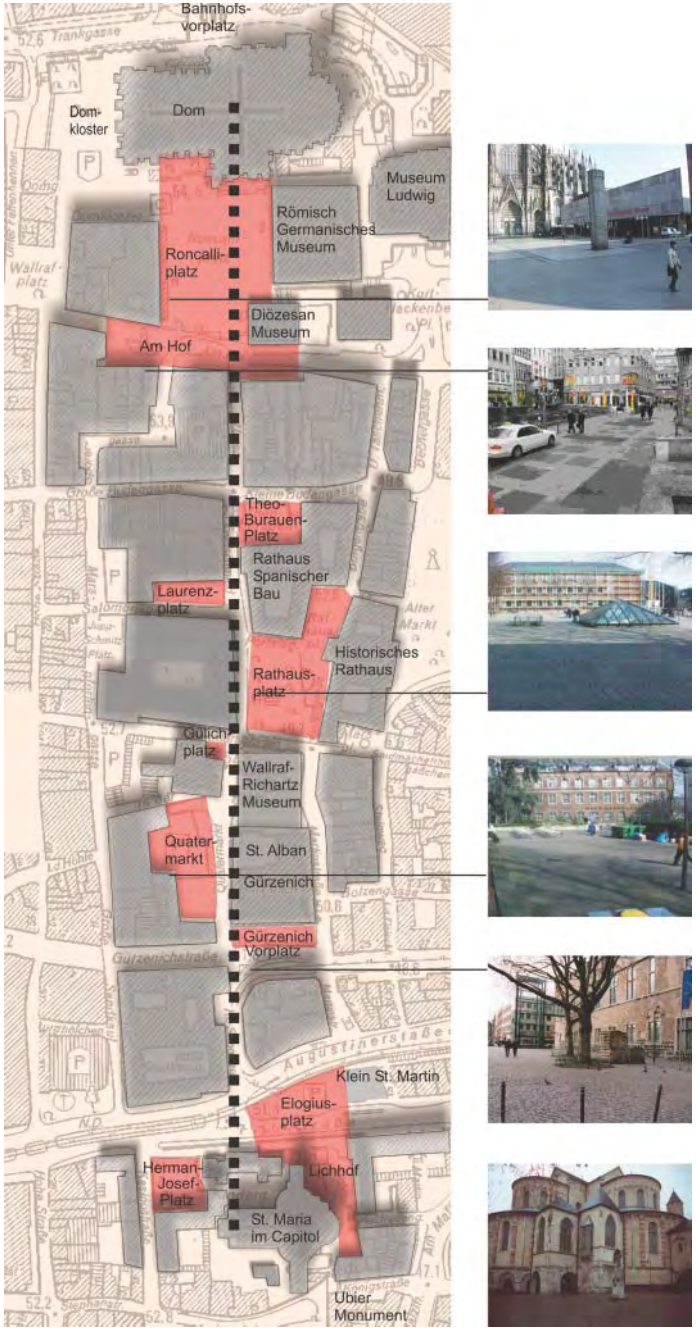
Nun will die Stadt auch die unter den Straßen und Plätzen im Boden liegende Stadtgeschichte sichtbar und erlebbar machen. Das im Landeswettbewerb ausgezeichnete Projekt zur Kulturachse „Via Culturalis" soll zeigen, wie man mit modernen Kommunikationsmitteln breiten Bevölkerungskreisen die unter der Oberfläche liegende Geschichte und Entwicklung einer Stadt vermitteln kann.

In einem interdisziplinären Workshop am Beispiel von Roncalliplatz und Rathausplatz sollen Vorschläge dazu erarbeitet werden, wie die 2000-jährige Geschichte dieses innerstädtischen Ortes architektonisch-gestalterisch, technisch machbar und kommunikativ-medial dargestellt werden kann. Wie können die vertikalen Überlagerungen von Stadtgeschichte und die horizontal wahrnehmbare Abfolge von Stadträumen, Stadtbildern und Architekturen als Information und Erlebnis dargestellt werden? Die Workshopteams sollen interdisziplinär zusammengesetzt sein: aus Architekten, Stadtplanern, Lichtplanern, Archäologen, Designern, Künstlern, Kommunikationsdesignern und Museumsdidaktikern.

Mit diesem Projekt zeichnet die Jury einen „wichtigen Beitrag zur Stadtdiskussion [aus], ein Stadtaneignungsprogramm ... stadtarchäologische Analyse und heutige Raumnutzung verbinden sich zu einer neuen Wahrnehmung der Stadt."



Entwurfsskizzen für die Neugestaltung des Rathausplatzes



Historische Raumfolge vom Dom bis zu St. Maria im Capitol

Wesseling | Rheinbraunplatz

Entwurf:
Pesch und Partner
Architekten und Stadtplaner
Herdecke/Stuttgart

Ein Holzdeck prägt den neuen Platz am Rheinufer

Eine „grüne Achse" und eine „städtische Achse" sind zentrale Elemente des Entwicklungskonzepts für die Innenstadt

Der neue Rheinbraunplatz ist Teil eines umfassenden Stadtentwicklungskonzepts zur Restrukturierung und Stärkung der Innenstadt Wesselings. Nach dem Brachfallen eines Industrieareals direkt am Rhein ergab sich die Möglichkeit, den Innenstadtbereich zum Rhein hin zu erweitern. Zentrales Element des Entwicklungskonzepts sind zwei Achsen – „Stadtachse" und „Grünachse/Boulevard am Rhein" –, die sich zu einem Rundweg verbinden. Der Rheinbraunplatz auf dem in Teilbereichen bereits neu genutzten ehemaligen Industriegelände markiert den Endpunkt dieser Achsen und bildet somit ein neues Tor zur Innenstadt. Es soll zugleich ein attraktiver Stadtplatz wie ein Anziehungspunkt am Rheinufer geschaffen werden.

Gestalterisch wird der Platz durch ein großes Holzdeck geprägt, das zum Ufer hin mit Sitzstufen abgetreppt ist. Reste der Industrienutzung (die Kranbahn und prägnante historische Gebäude der ehemaligen Rheinbraun AG) sind funktional und atmosphärisch in die Gestaltung einbezogen. Die benachbarte jüdische Gedenkstätte wird durch den Entwurf als eigenständiger Ort im Stadtraum gewürdigt.

Der neue Platz kann sich zu einem überregionalen Treffpunkt entwickeln – insbesondere dann, wenn, wie geplant, ein Café- und Veranstaltungsneubau den südlichen Platzabschluss bilden wird. Das bereits fertiggestellte Hotel sowie weitere Veranstaltungsräume in den angrenzenden ehemaligen Industriehallen werden für dauerhafte Belebung sorgen.

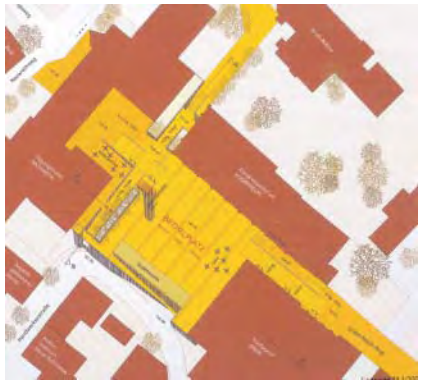
Die Jury hebt die Platzgestaltung am Rhein als „spannende Inszenierung von Industriekulisse, Landschaft und Wasser von poetischer Kraft" hervor und lobt die „atmosphärisch dichte Konzeption" des Entwurfs.

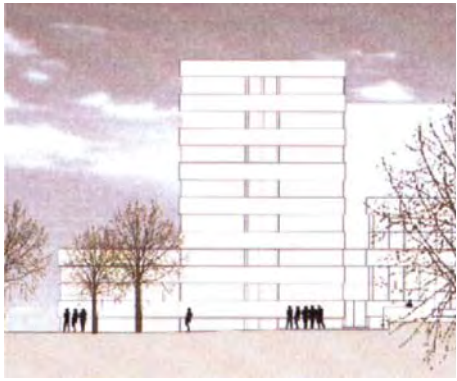
Blick aus dem künftigen Café auf den neuen Platz

Belobigungen

Bielefeld | Bethelplatz

Die Bodelschwinghschen Anstalten im Ortsteil Bethel sind so etwas wie ein eigener Stadtteil innerhalb des Bielefelder Stadtteils Gadderbaum. In diesem landes- und bundesweit einzigartigen Stadtquartier wohnen und arbeiten rund 15.000 Einwohner mit Behinderungen. Bethel besitzt eigene Schulen, Kindergärten, Heime, Kliniken, Werkstätten etc. In einem herausragenden Planungsprozess ist es den Bodelschwinghschen Anstalten gelungen, Behinderte in die Planung eines Stadtplatzes zu integrieren. Hierfür spricht die Jury den Bodelschwingschen Anstalten und der Stadt Bielefeld eine Belobigung aus.



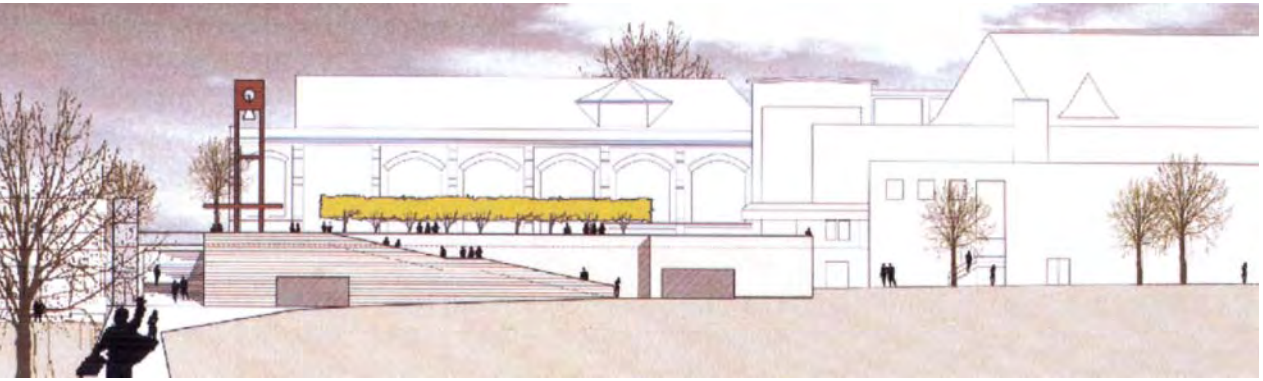


In drei Planungswerkstätten mit den zukünftigen Nutzern wurden Kriterien für die Gestaltung festgelegt. Auf dieser Basis wurde ein Wettbewerb ausgelobt (Entwurf 1. Preisträger: Werkgemeinschaft hsv/lup Architekten, Braunschweig)

Waltrop | Industrieplatz

Thema des Beitrags der Stadt Waltrop ist die Freiflächengestaltung in historischen Industrieanlagen. Das Areal der ehemaligen Zeche Waltrop I/II ist vor allem durch die Ansiedlung des Versandhauses Manufactum und durch die denkmalgerechte Herrichtung verschiedener Gebäude für die Verwaltung und den Verkauf der Firma bekannt geworden. Mit ihrem Beitrag stellt die Stadt Waltrop nun die Frage nach der Möglichkeit einer Wiedernutzung des ehemaligen Zechengeländes als öffentlicher Raum. Die Reurbanisierung einer ehemaligen Industrieanlage ist ein wichtiges Thema in Nordrhein-Westfalen, wo es Hunderte ähnlicher Situationen gibt. Die Jury empfiehlt der Stadt Waltrop eine weitere Qualifizierung dieser wichtigen Aufgabe.

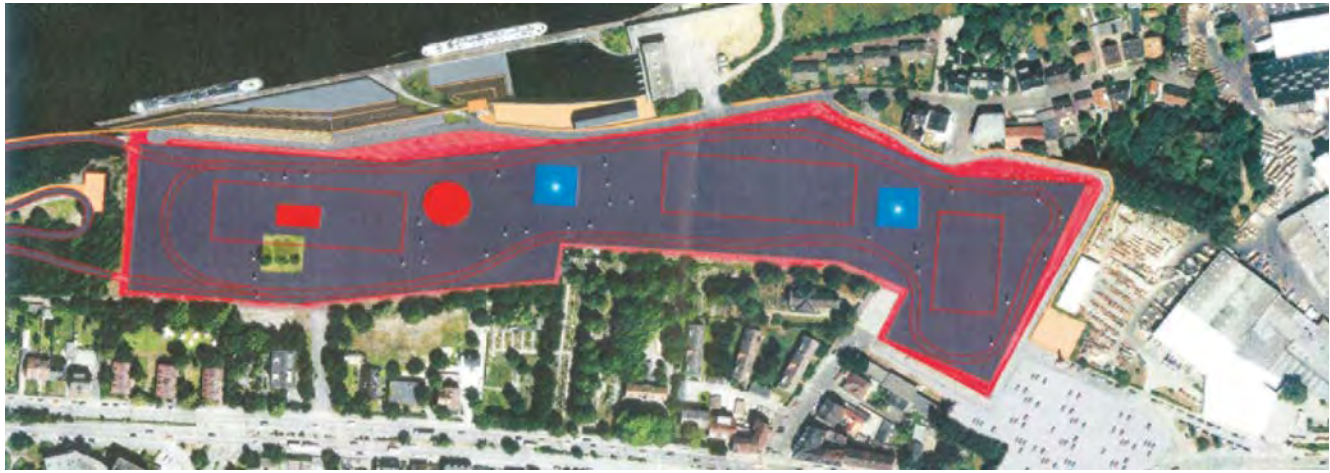
Blick über den Industrieplatz auf die ehemalige Waschkaue, das jetzige Verkaufsgebäude der Firma Manufactum | Lageplan



Empfehlung

Herne | Cranger Kirmesplatz

Thema des Beitrags der Stadt Herne ist die Nutzung eines großen Festplatzes außerhalb der Jahrmarktszeiten. Die Cranger Kirmes – größtes Volksfest der Region und, was die Besucherzahlen angeht, eine der größten Kirmesveranstaltungen in Deutschland – findet in einem eher abgelegenen Stadtteil statt. Können von einer Dauernutzung des riesigen Areals wichtige Impulse für die Stärkung des Stadtteils und darüber hinaus für die gesamtstädtische Entwicklung ausgehen? Der Stadt Herne wird empfohlen, dieses anspruchsvolle Thema weiterzuverfolgen und die funktionale Bedeutung der Fläche im Stadtteil und in der Stadt zu klären.

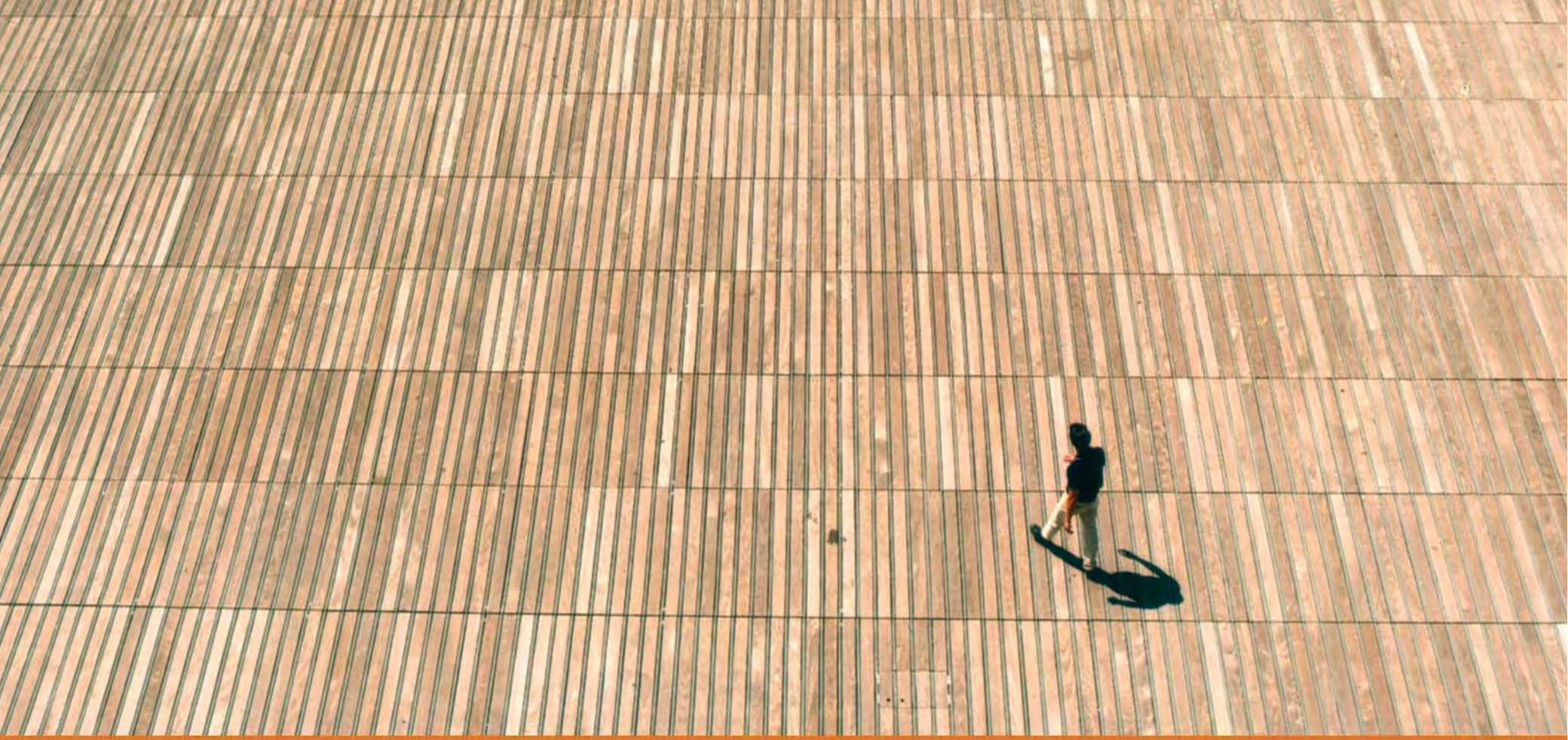


Das Kirmesgelände in Herne-Crange. Lage im Stadtraum | Entwurf Arnold Voß, Herne · Jens Andreae, Berlin

Fotonachweis

Titel	Place d`Armes in Namur (Atelier 4D Dany Poncelet & Jean Liard, Namur) Fotograf: J.-L. Laloux
S. 4	Pesch und Partner, Herdecke/Stuttgart
S. 7	Harlander/Kuhn, Stuttgart (aus: Joachim Schlör: Nachts in der großen Stadt. München/Zürich 1991, S. 221)
S. 8 l.	Harlander/Kuhn, Stuttgart (aus: Ingeborg Flagge/Wolfgang-Jean Stock (Hg.): Architektur und Demokratie. Ostfildern 1992, S. 31)
S. 8 M.	Harlander/Kuhn, Stuttgart (aus: Dawn Ades u. a. (Hg.): Kunst und Macht im Europa der Diktaturen 1930 bis 1945. London 1996, S. 281)
S. 8 r.	Harlander/Kuhn, Stuttgart (aus: Werner Durth/Jörg Düwel/Niels Gutschow: Architektur und Städtebau der DDR, Bd. 1, Frankfurt 1998, S. 317)
S. 10	Harlander/Kuhn, Stuttgart (aus: Johannes Göderitz/Roland Rainer/Hubert Hoffmann: Die gegliederte und aufgelockerte Stadt, Tübingen 1957)
S. 12 o.	Tilman Harlander
S. 12 u.	Storck, Stuttgart
S. 14-19	Boris Sieverts, Köln
S. 20-25	Kaufhof AG, Köln
S. 28-31	rha reicher haase architekten, Aachen
S. 32-35	Atelier Boris Podrecca, Wien
S. 40-41	rha reicher haase architekten, Aachen
S. 42-43	StadtARt/Planquadrat, Dortmund
S. 44-45	Stadt Herford
S. 46-47	wbp Landschaftsarchitekten, Bochum
S. 48-49	Stadt Kempen/Burkhard Damm, Tönisvorst
S. 50-51	Stadt Köln
S. 52-53	Pesch und Partner Architekten, Herdecke/Stuttgart
S. 54 o.	Stadt Bielefeld/Werkgemeinschaft hsv/lup Architekten, Braunschweig
S. 54 u.	Stadt Waltrop/Klaus Dieter Luckmann, Coesfeld
S. 55 u.	Arnold Voß, Herne/Jens Andreae, Berlin

Nicht in allen Fällen war es möglich, die Rechteinhaber der Abbildungen ausfindig zu machen.
Berechtigte Anprüche werden im Rahmen der üblichen Vereinbarungen abgegolten.



ISBN 3-9809564-2-3